

Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die Volksstimme erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (mit Ausnahme der Beilage Die Neue Welt): Ernst Wittmann, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: August Fabian, Magdeburg. Druck und Verlag von E. Farnsch u. Co., Magdeburg. Geschäftsstelle: Gr. Münst. 3, Fernspr. 1567. Redaktion und Druckerei: Gr. Münst. 8. Fernspr. für Redaktion 1794, für Druckerei 951.

Brünummernde zahlbarer Abonnementspreis: Vierteljährlich (inkl. Bringerlohn) 2 Mk. 25 Pf., monatlich 80 Pf. Verlagsort: in Deutschland monatlich 1 Exempl. 1.70 Mk., 2 Exempl. 2.80 Mk. In der Expedition und den Verkaufsstellen vierteljährlich 2 Mk. monatlich 70 Pf. Bei den Postanstalten 2.25 epl. Beleggeb. Einzelne Nummern 5 Pf., Sonntags- und ältere Nummern 10 Pf. Injektionsgebühr: die sechsgepaßene Beilage 15 Pf., auswärts 25 Pf., im Reflektiert Blatt 50 Pf. Post-Betriebskosten 40 Pf.

Nr. 162.

Magdeburg, Dienstag den 14. Juli 1908.

19. Jahrgang.

Die heutige Nummer umfaßt 10 Seiten einschließlich des Romans „Der Zusammenbruch“

Die Unsicherheit der Existenz.

Die Unsicherheit der Existenz ist eine der dunkelsten Mißstände der heutigen Klassengesellschaft. Der Zufall, das blinde Geschick waltet als höchste Macht über dem Wirtschafts- und Erwerbsleben und bricht nicht selten jählings mit teuflischer Bosheit wie ein Unwetter oder Erdbeben über einzelne oder viele herein, die materiellen Grundlagen ihres Unterhalts zertrümmend und ihre Lebensquellen verschüttend.

Aus dieser Unsicherheit der Existenz flattert die „schwarze Sorge“ mit den Fledermausflügeln, die ihre Schatten in die sonnigsten Stunden wirft und nach dem Worte des römischen Dichters den Reiter auf hohem Rosse begleitet, und gegen welche Religionsstifter, Weise und Poeten vergebens zahlreiche Sprüche geprägt haben. Sie ist es namentlich, die neben der „verwünschten Goldgrube“ zu jener nervösen Unrast des Erwerbs anspornt und heßt, welche die heutige großkapitalistische Epoche kennzeichnet, in der die Fundamente der Existenz so jäh, schweren Erschütterungen ausgesetzt sind. Die Besitzlosen leiden am schwersten unter diesem Uebel. Auch in normalen Zeiten schwebt über den Häuptern der Lohnarbeiter allzeit das Damoklesschwert plötzlicher Entlassung. Ohne jegliche Verschuldung, ohne triftigen Grund muß der Arbeiter stets gewärtig sein, aufs Pflaster geworfen zu werden; Ungerechtigkeit, oft launenhafte Willkür des Unternehmers, Direktors, Meisters, kann ihn Knall und Fall brotlos machen, ihn und seine ganze Familie.

„Der Arbeitgeber“, heißt es in einer bürgerlichen Publikation, „kann selbstverständlich, unter Einhaltung der Kündigungsfrist, den Arbeiter entlassen, wann er will und weil er will; weil er die Macht dazu hat. Die willkürliche Entlassung aus Gründen, die mit dem Arbeitsvertrag, mit der Leistungsfähigkeit, mit den tatsächlichen Leistungen des Arbeiters, mit der Möglichkeit der Weiterbeschäftigung nicht das mindeste zu tun haben, erscheint heutzutage als selbstverständlicher Bestandteil des Arbeitsverhältnisses.“ Arbeiterentlassungen aus nichtigsten Gründen sind denn auch tatsächlich keine Seltenheit. Wollends wenn die Kraft und Leistungsfähigkeit des alternden Arbeiters nachläßt, wird er unbarmherzig in die Wüste gejagt, um ihn durch eine jüngere Kraft zu ersetzen — zum Danke dafür, daß er viele Jahre, Jahrzehnte sich für den Unternehmer abgerackert und ihm Wehmerwert geschafft hat! Der russische „Gedankenmalter“ Saischa Schneider hat vor Jahren mit seinem Stifte die „Abhängigkeit“ als wüßtes Ungeheim künstlerisch zur Anschauung gebracht. Bei dessen Anblick denkt man sofort an die barbarische Abhängigkeit der Lohnarbeiter vom Absolutismus der Unternehmer. Aber auch in den Mittel- und selbst in den Oberschichten erweist sich jene Unsicherheit als verhängnisvolle Kalamität. Welches Geschäft ist gegen die Uebermacht einer mit größerem Kapital ausgerüsteten Konkurrenz gesichert? „Die Großen brechen den Kleinen den Hals und die Größten den Großen ebenfalls,“ lautet ein aus dem Lustspiel „Wismarckpende“ stammendes geflügeltes Wort. Wie viele blühende Betriebe sind nicht schon durch Fortschritte der Technik heruntergekommen und ruiniert worden, so wie dereinst die Schreiber durch den Buchdruck, die Kunstler durch die Eisenbahn, zahlreiche Handwerker durch Maschinenwesen und Fabrik.

Und nun gar die periodisch wiederkehrenden Geschäftskrisen und Krisen, die Erdbeben gleich in der gesamten ökonomischen Welt graufige Verheerungen anrichten, den Umsturz stolzester Häuser herbeiführen und Krösche zu Bettlern machen! Da zeigt sich, welch ein treuloser Gott der Gott Mammon ist und wie grausam er oft das Vertrauen seiner brünstigen Anbeter und eifrigsten Priester täuscht und zuschanden macht! Die Kalamität der Krisen ist zweiseitiger Art, sie erscheint als Geldkrise und als Absatz- oder Handelskrise, und beide hängen zusammen. Beide sind auch der kapitalistischen Produktionsweise zugehörig, von ihr unzertrennlich. Sie müssen von Zeit zu Zeit immer wieder hereinbrechen wie vulkanische Eruptionen. Mit der Ausdehnung der Produktion wird das Geld immer gesuchter und rarer. Zins und Diskont steigen, die Produktion wird teurer und die kleinen und mittleren Betriebe müssen ins Gedränge kommen. Ferner: auf Kredit beruht hauptsächlich das kapitalistische Geschäftswesen. Der Kredit aber kann sich nur in seiner Macht behaupten, solange das Vertrauen vorhanden, daß er durch Geld (oder Waren) gedeckt ist. Bei der schwindelnden Höhe, wozu der kapitalistische Geschäftsbetrieb mit den Papierschwüngen des

Kredits emporragt, kann nach einer Periode des Aufschwungs der Zeitpunkt niemals ausbleiben, da zwischen Kredit und Geld Spannungen, Unstimmigkeiten, Zerwürfnisse sich häufen, wie zwischen einem verschwendertischen Leichtfuß und seinem Alten. Das Vertrauen der Geldeinleger wird mehr und mehr erschüttert, eine Panik entsteht, die Banken werden gestürmt und die, welche die Einlagen nicht rückzahlen können, verfrachten und mit ihnen eine Menge Geschäfte, wie Ende vorigen Jahres wieder in Nordamerika.

Endlich aber muß die Privatwirtschaft unfehlbar zur Ueberproduktion führen. Planlos, ohne den Umfang des Bedarfs zu kennen, wird so ziemlich ins Blaue hinein drauflos produziert, denn jeder einzelne Kapitalist rechnet auf den Absatz seiner Produkte; die Konkurrenz aber macht oft genug einen Strich durch seine Rechnung. Und die Folge? Der Markt wird überfüllt, ein großer Teil der Waren kann nicht abfließen, sie müssen zu Schandenpreisen veräußert werden; diejenigen Kapitalisten, die sich am weitesten eingelassen haben, machen Bankrott und reifen andre Betriebe und die Banken, bei denen sie engagiert sind, mit sich hinab in den Abgrund. Eine Periode der Stokung tritt ein, von längerer oder kürzerer Dauer, und dann — geht der alte Tanz von neuem los.

Seit 1825 hat sich diese wirtschaftliche Tragödie mehrfach abgepielt und bereits haben wir auch in der Gegenwart ihre ersten Akte oder Szenen erlebt. Hilflos stehen die Anhänger des Kapitalismus vor diesen Dingen, deren Abwendung sie schon mit raffinierten Manipulationen erfolglos versucht, oder von den modernsten Phasen des Kapitalismus (Kartelle) erhofft hatten. Hilflos, aber auch verständnislos. Denn um die wahre Ursache des Übels drücken sie sich herum. Sie wollen, dürfen, können nun einmal nicht einsehen und zugeben, daß die privatwirtschaftliche Produktionsweise aus sich selbst heraus das böse Gift erzeugt, wie der Stoffwechselprozess eines Sichtikers aus zweckwidriger Lebensweise entsteht.

„Die privatwirtschaftliche Produktionsweise.“ Damit ist schon gesagt, worin das Heilmittel oder richtiger Behütungsmittel liegt. Sobald „an die Stelle der gesellschaftlichen Produktionsanarchie eine gesellschaftlich-planmäßige Regelung der Produktion tritt“ (Engels), den Bedürfnissen der Gesamtheit, wie jedes einzelnen entsprechend — mit andern Worten: in der sozialistisch organisierten Gesellschaft, die nicht für den Profit einzelner, sondern für den Bedarf aller produziert, gibt es selbstverständlich weder Krisen noch Unsicherheit der Existenz. Mit dem stetig sich erweiternden und vervollkommnenden Rüstzeug der Wissenschaft und der Technik die unendlichen Schätze der Natur hebend und in tausendlei Formen sie umbildend, zur Erhaltung und Verschönerung des Menschenlebens, stellt die Gesellschaft, als wirtschaftliche Einheit, die Existenz eines jeglichen auf fest fundamentierte Grundlage: die animalische nicht allein, sondern die materiell und geistig höchst entwickelten und bereicherten kulturellen Existenz. —

Politische Uebersicht.

Magdeburg, den 13. Juli 1908.

Die Steuer auf Licht.

Jedes Volk hat nicht nur nach dem Ausspruch des Philosophen die Regierung, sondern es hat auch die Steuern, die es verdient. Das deutsche Volk soll, wenn es nach dem Willen des Fürsten Wilow und seines Finanzgehilfen Sadow geht, ehe ein Jahr um ist, seine Steuer auf Licht haben. Die Mitteilung, die der „Tag“ aus wohlunterrichteten Kreisen erhält, daß sich unter den Vorlagen des Reichsschatzamts neben einer „durchgreifenden“ Branntweinsteuerreform auch eine Steuer auf Gas- und elektrisches Licht befindet, klingt freilich als wäre sie eine grelle Satire, erfinden von einem boshaften Kopf, um die Lichtfeindschaft und das Dunkelamertum unserer preußisch-deutschen Reichsregierung symbolisch zu brandmarken. Aber die Geheimräte des Reichsschatzamts machen keine Witze, und darum ist kaum daran zu zweifeln, daß zu den vielen Verdunklungsmanövern unserer leitenden Staatsmänner — man braucht nur an die neusten Vorgänge im Reiche des preußischen Herrn Solle zu denken — demnächst auch der Versuch treten wird, das wirkliche, physische Licht, das Licht im wörtlichsten Sinne des Wortes, dem deutschen Volke zu versteuern und herabzuschrauben.

Der Kampf gegen diese Lichtsteuer wird nicht bloß eine Parteifrage sondern eine Kulturfrage sein. Denn die Steuer auf Licht ist eine Steuer auf Kultur, eine Steuer auf Volksgeundheit und öffentliche Sicherheit. Die kapitalistische Entwicklung unsres Zeitalters hat die Nacht zum

Tag gemacht, das künstliche Licht ist ein Grundfaktor, ja die unerläßliche Vorbedingung eines großen zeitlichen Teiles des Produktionsprozesses. In den Arbeitsräumen, denen es an hellem und gesundem Licht fehlt, lauern Krankheit und Unfall. Das Petroleumlicht ist längst das Licht der Armen und der Hausindustrie geworden, sein Ersatz durch Gas- oder elektrisches Licht ist neben Gründen der Reinlichkeit und Hygiene auch aus ökonomischen Gründen dringend wünschenswert; denn nur dort, wo Gas und Elektrizität teuer sind, regiert das Petroleummonopol und diktiert den konsumierenden Massen seine wucherischen Preise. Die Verteuerung des Gas- und elektrischen Lichtes durch Steuererhöhungen bedeutet daher auch indirekt eine Verteuerung des Petroleumlichtes selbst dann, wenn sich die umlaufenden Gerüchte von einem bevorstehenden Reichs-Zwischenhandelsmonopol für Petroleum als unrichtig oder als verfrüht erweisen sollten.

Die Besteuerung des künstlichen Lichtes bedeutet aber auch ferner eine ungeheuerliche indirekte Belastung der Einzelstaaten und der Gemeinden, eine Erhebung der direkten Matrifularumlagen durch indirekte. Als Konsumenten und Produzenten von Gas und elektrischer Kraft spielen Staat und Gemeinde eine außerordentlich große mit jedem Tage wichtiger werdende Rolle. Man braucht nur an städtische Gaswerke, städtische Straßenbahnen, städtische Straßenbeleuchtung, an die Unzahl der staatlichen Gebäude, an die Beleuchtung der Bahnhöfe und Bahnkörper zu denken, um zu begreifen, daß die projektierte Lichtsteuer die kommunalen und staatlichen Etsich schon schwer belasten würde. Die Bedeutung des elektrischen Stroms — dieser soll überhaupt nicht bloß als Licht-, sondern auch als Kraftquelle versteuert werden — ist aber eine ständig steigende, namentlich in jenen Gegenden, die über ausreichende Wasserkraft verfügen. Hier muß die Lichtsteuer geradezu als Gemmshu des technischen Fortschritts wirken.

Die Lichtsteuer ist eine Verfinsterungs- und Rückwärtssteuer, ein Strafmandat für den Fortschritt, eine Prämie auf technische und ökonomische Rückständigkeit, die Herren, die dieses schwarze Monstrum geschaffen haben, täte billige Erlenkung am allermeisten not. Dem Volk aber vor allem sollte dieser finanzpolitische Verdunklungsplan ein Licht darüber aufleuchten, nach welchen Methoden es regiert wird.

Aus den großen Einkommen, den großen Vermögen, vor allem aus den großen Erbschaften, die den Mitgliedern der besitzenden Klassen zufallen, könnte unschwer die Steuersumme gewonnen werden, die das Reich zur Deckung seines Defizits nötig hat. Aber ohne man daran geht, die Söhne der Millionäre zu besteuern, besteuert man das Brot, das Salz, das Bier, den Tabak, und wenn man findet, daß diese Steuern nicht ausreichen, verlegt man sich auf die abenteuerlichsten finanztechnischen Erfindungen, nur um zu verhindern, daß der Reich getrotten wird. Aus der Angst unserer Reichsbureaucratie vor dem Born der besitzenden Klassen ist die phantastische Idee der Lichtsteuer geboren. Hätte die Regierung etwas weniger Angst vor Feudalherren und Kapitalisten, und dafür mehr Respekt vor den breiten besitzlosen Massen und ihren unabweisbaren Kulturbedürfnissen, dann hätte der Plan einer Lichtsteuer niemals das Licht der Welt erblicken können.

Mag das rechtzeitig gewarnte Volk diese Ausgeburt finanzpolitischer Finsternis in das Dunkel der geheimrätlichen Aktenstränge für immer zurückweisen. —

Der Geheimprozess.

Im Zeitalter des Telephons, des Telegraphen und des modernen Zeitungswezens ist es einfach ein unmögliches Beginnen, die Berichterstattung über den Prozess zu unterbinden. Das Gesetz bietet keine Handhabe, in diesem Falle die Zeugen zum Schweigen zu verpflichten. Die Journalisten erfahren daher von den Zeugen auf indirektem Wege, was sie hätten mitanhören können, wenn man ihnen nicht das Recht zum Zutritt zur Verhandlung entzogen hätte.

Daß auf diesem Umweg manches unrichtig wiedergegeben wird, ist begreiflich, die Schuld hierfür trägt aber nicht die Presse. Bedauerlich ist es, daß die Prekente durch das geheime Verfahren gezwungen werden, sich auf das Ausschorschen der Zeugen zu verlegen. Allein die Allgemeinheit, der die Presse dient, fordert gebieterisch ihre Rechte. Darum berichten über den Prozess Eulenburg selbst die Blätter, die wenige Tage vor Eröffnung des Prozesses noch die Ansicht verfochten, es wäre besser, über die Eulenburgschen Schmutzereien zur Tagesordnung überzugehen, und darum bringen die Journalisten, die am Prozessorte tätig sind, das Opfer und üben ihre Berichterstattung in einer Form aus, die eigentlich ihrer Aufgabe unwürdig ist.

Einzig steht der Versuch des Vorsitzenden da, die Zeugen Nibel und Ernst zu isolieren. Sie zu verhaften ging doch nicht an, man befahl ihnen daher, mit niemand, insbesondere nicht miteinander zu verkehren. Und Detektivs wachten darüber, daß der Befehl auch ausgeführt wurde, obwohl der Vorsitzende außerhalb des Gerichtssaals keine derartige Gewalt über die Zeugen hat.

Mit Ausnahme des Vorsitzenden wird sich daher kein Mensch wundern, daß die Presse, die sich noch einigen Freiheiten bewahrt hat, an der Berliner Prozeßführung Kritik übte und bezweifelte, ob, außer der Ansehung der Person des Fürsten Eulenburg auch noch andre, sonst übliche Gründe beim Eulenburg-Prozeß maßgebend waren. Der Vorsitzende fühlte sich durch diese Kritik gekränkt und nun tat er etwas, was seinem ganzen Verhalten die Krone aufsetzt.

Bei Aufruf der Zeugen ließ er gestern auch einen Journalisten in den Saal führen, damit dieser die Erklärung, die der Vorsitzende abgeben würde, mit anhören und weitergeben könne. Und dann erklärte der Vorsitzende, er weise die Angriffe der Presse zurück, daß er den Angeklagten, weil dieser ein Fürst sei, anders behandle, als andre Angeklagte. Vor Gericht seien alle Menschen gleich, es werde lediglich auf den schlechten Gesundheitszustand des Angeklagten Rücksicht genommen.

Der Vorsitzende, der bis dahin alles darangesetzt hatte, die Presse an zuzufassen, stellte also für einen Journalisten wenigstens auf einen Augenblick die Öffentlichkeit her, damit eine Erklärung in der Form, die er für gut befand, an die Öffentlichkeit gelange. Der Vorsitzende schien gar nicht zu fühlen, eine wie ungeheuerliche Zumutung er damit der Presse machte. Daß alle Menschen vor Gericht gleich sind, das ist — manchmal allerdings sehr papiernes — Recht. Es genügt aber durchaus nicht, daß ein Vorsitzender erklärt, er verleihe dieses Recht nicht. Wir haben auch noch das Recht der freien Meinungsbildung, und das ist nur gewahrt, wenn eine Verhandlung zum mindesten beschränkt öffentlich durchgeführt wird, wenn das Publikum durch Berichte in der Presse selbst beurteilen kann, ob sich die Vorgänge im Gerichtssaal so abspielen, wie sie dem allgemeinen Rechtsempfinden entsprechen. Der Berliner Vorsitzende aber erniedrigte die Presse zur Magd, er verwehrte ihr, auf Grund eigener Beobachtung zu berichten, er findet sie aber für gut genug dazu, seine Erklärung — deren Richtigkeit zu kontrollieren unmöglich ist — anzuhören und sofort weiterzugeben.

Der Vorsitzende des Berliner Schwurgerichts mag von dem besten Willen befeelt sein, der Wahrheit auf den Grund zu gehen, die Allgemeinheit möchte aber wissen, ob er seiner Aufgabe auch gewachsen ist. Die Erklärung des Vorsitzenden war daher überflüssig und wirkungslos; sie wird das Mißtrauen nicht beseitigen, das das Publikum gegen die Berliner Prozeßführung hegt.

Eine nationalliberale Steuer.

Der Partei, die „stets mit schwerem Herzen, aber stets unter allen Umständen“ zu jeder Regierungsvorlage ja und Amen sagt, verdanken wir bekanntlich die Fahrkartensteuer, über deren Ergebnisse und Unzuträglichkeiten sich heute gerade die Nationalliberalen selbst am meisten aufregen.

Die Handelskammer Trier veröffentlicht zu dem bekannten Antrage der vom nationalliberalen Abgeordneten Held empfohlenen Steuer einige neue Beispiele. Man betrachte sich diese Zahlen:

Table with 4 columns: Klasse, I., II., III. and rows for Trier-Köln, Schnellzugzuschlag, Fahrkartensteuer, 25 Kilogramm Gepäck, Preis der früheren Jahrskarte, etc.

Dazu bemerkt die nationalliberale National-Zeitung: „Es kostet also die Hin- und Rückfahrt in zweiter Klasse Schnellzug heute mehr, als früher für die gleiche Leistung in erster Klasse zu bezahlen war. Die Unzuträglichkeit der Abführung der Fahrkartensteuer erzählt eine ungewöhnliche drohliche Illustration durch die Mitteilung, daß die Fahrkartensteuer für die Fahrt erster Klasse von Trier nach Berlin 8 Mark beträgt, wenn man die Fahrt im ganzen bezahlt, jedoch nur 4.80 Mark oder zweimal 2.40 Mark, wenn man sich erst eine Fahrkarte Trier-Köln und im Köln die Weiterfahrkarte Köln-Berlin. Unter diesen Umständen erscheint es begreiflich, daß sogar im Reichstagsparlament trotz der Geldnotwendigkeit Stimmung dafür vorhanden ist, diese unglückselige Steuer wieder aufzuheben.“

Diese unglückselige Steuer liegt den nationalliberalen Kammerherren schwer im Magen. Inzwischen ist aber die Presse dieser Partei wieder drauf und dran, für die neuen Steuerprojekte Stimmung zu machen.

Empfiehlst doch ein jungliberaler Führer unter Zustimmung der National-Zeitung, daß die Nationalliberalen zwar nicht in Surrealismus, aber doch jedenfalls die Finanzreform mitmachen sollen, um die Wiederkehr der Zentrumshegemonie zu verhindern. Das Volk soll also ungeheuerliche neue Lasten tragen, lediglich um freimäßig-nationalliberalen Aufständischen nicht die Existenz zu nehmen!

In der Schönheit dieses Gedankens ändert auch der Aufwand nichts, daß derselbe jungliberale Führer den Vorsitz lag macht, die „Parlamentarier, die jetzt in der Sommerzeit in zwangsläufiger Form die wichtigsten Verhandlungen führen werden“, möchten versuchen, für Preußen eine Schein-Wahlreform durchzuführen, um den ausgepöbelten Wählern den Steuerhappen schmerzhafter zu gestalten.

Die Feuerbestattung in Preußen. Das Oberverwaltungsgericht hat bekanntlich entschieden, daß nach dem geltenden Rechte die Feuerbestattung in Preußen unzulässig sei. Nach der Post haben nun Gründe allgemeiner politischer Natur die Regierung veranlaßt, der Erfüllung des liberalen Wunsches nachzutreten, so daß bald eine gesetzliche Regelung zu erwarten sei. Auf deutsch heißt das: den Lebenden die neuen Steuern, den Toten das Feuer!

Der 18. Kongreß des Vereins für Knabenhandarbeit hat in St. Johann (Saar) stattgefunden. Schulrat Dr. Löwenherz (Hugsburg) sprach über den Wertunterricht, die Vorstufe des Handfertigkeitsunterrichts, seine Bedeutung und Gestaltung in der Unterstufe der Volksschule sowie Lehrer Scherer (St. Johann) über die mit dem Kongreß verbundene reichhaltige Ausstellung: „Was lehrt sie uns mit Bezug auf Kunstgewerbe und Handwerk“. Als nächster Tagungsort wurde Dessau gewählt.

„Ein faden Blatt“. Die „Kölnische Volksztg.“ will erfahren haben, daß der Kaiser die „Tägliche Rundschau“, die eine Beilage als einziges Blatt zugeschnitten erhielt, nicht mehr lese. Der Kaiser wolle von dem „faden Blatte“ nichts mehr wissen. Scherks „Kölnische Rundschau“ sei wieder in seine alte Stellung eingerückt.

Die mecklenburgische Verfassungsreform. Wie die „Vandzeitung“ erzählt, wird die Wiedererrichtung des außerordentlichen mecklenburgischen Landtags zur Weiterberatung der Vorlage über die Verfassungsreform am 12. Oktober d. J. in Schwerin erfolgen. Die beiden mecklenburgischen Regierungen werden dem Landtag die bisherigen Vorlagen in unveränderter Form wieder zugehen lassen.

Die pfälzische Städteverfassung. Die bayrische Abgeordnetenkammer nahm mit 27 gegen 16 sozialdemokratische Stimmen den Entwurf eines pfälzischen Städteverfassungsgesetzes an, wodurch den pfälzischen Gemeinden statutar die Erwerbung der kreisunmittelbaren Ermächtigung ermöglicht wird, wenn sie gleichzeitig die rechtsrheinische Magistratsverfassung akzeptieren.

Jugendgerichtshöfe in Bayern. Die seit längerer Zeit gepflogenen Erhebungen zur Errichtung von Jugendgerichtshöfen sind nunmehr vollständig beendet. Die Jugendgerichtshöfe werden, wie die „M. N.“ mitteilen, an allen größeren Gerichten Bayerns möglichst gleichzeitig zur Einführung gelangen. An kleineren Amtsgerichten werden die Richter die Strafsachen Jugendlicher getrennt von den übrigen behandeln und sich den Intentionen der Jugendgerichtshöfe anschließen. Für Berufungssachen usw. werden an den Landgerichten besondere Kammern gebildet, welche die Strafsachen Jugendlicher zu behandeln haben.

Aus der Parteibewegung.

Siegessäge der Arbeiterpresse. Vom 1. Oktober 1907 bis 30. Juni 1908 nahm die Verbreitung der „Arbeiter-Zeitung“ in dem Wahlkreise Westmünd-Hörde um 1733 Exemplare, im Wahlkreise Hamm-Sooß um 668 Exemplare zu. Die Gesamtzunahme in 9 Monaten beträgt circa 2500 Exemplare.

Aus den Organisationen. Der zweite Jahresbericht des Parteisekretariats Jena für die Wahlkreise Weimar 3, Sachsen-Altenburg, Neuß jüngere und ältere Linie ist soeben herausgegeben. Er erstreckt sich über die Zeit vom 1. April 1907 bis 31. März 1908. Ueber den Stand der Organisation wird berichtet, daß in den vier Jahren die Zahl der organisierten Genossen in der Zeit vom 1. April 1907 bis 1. April 1908 von 10 760 auf 11 057 stieg. Die in dem Agitationsbezirk erscheinenden vier Parteiblätter, die „Altenburger Volkszeitung“ in Altenburg, die „Neußische Tribüne“ in Gera, die „Neußische Volkszeitung“ in Greiz und die „Weimariische Volkszeitung“ in Jena hatten am 1. April 1907 zusammen 23 350 Abonnenten. Davon war ein beträchtlicher Teil während der letzten Reichstagswahl gewonnen worden. Exemplarweise ist trotz der Depression im Wirtschaftsleben nicht nur die Zahl der Abonnenten gestiegen, sondern sogar noch erhöht worden. Die Abonnentenziffer stieg bis zum 1. April 1908 auf 25 500. Also ein Gewinn von reichlich 2000 neuen Abonnenten. Die Einnahmen des Sekretariats betragen 3165,90 Mark.

Die Frauen unter dem neuen Vereinsgesetz. In Elberfeld treten die Genossinnen nach Vereinbarung mit der Leitung des sozialdemokratischen Vereins unter folgenden Bedingungen dem Verein bei: Es steht den Genossinnen das Recht zu, nach Bedarf und nach Verhandigung mit der Leitung der Parteiorganisation besondere Frauenversammlungen abzuhalten, und zwar sowohl öffentliche als auch Mitgliederversammlungen. In den Mitgliederversammlungen der Genossinnen werden am Beginn des Geschäftsjahres eine Vertrauensperson sowie Bezirksführerinnen gewählt, denen die Beratung von weiblichen Mitgliedern, die Einziehung der Beiträge und die Verbreitung der „Gleichheit“ obliegt. Die beiden Vertrauenspersonen der Frauen gehören dem Vorstande des sozialdemokratischen Vereins an; die Bezirksführerinnen nehmen an den Sitzungen der Bezirksführer mit gleichen Rechten teil. Der Beitrag der Genossinnen beträgt monatlich 50 Pfennig, wovon ein bestimmter Prozentsatz (7 1/2 resp. 10 Proz.) an die Zentrale der Genossinnen in Berlin abzuführen ist. Die Einziehung der „Gleichheit“ an die Genossinnen erfolgt unentgeltlich. Der Beitrag wird 14-täglich mit der Zustellung der „Gleichheit“ eingezogen. Die Hauptausgabenstücke liegen in den Händen des Sekretariats, mit dem die Bezirksführerinnen monatlich abrechnen.

Die Wanderschaft der Münchner Genossen berichtet in der „Münchner Post“: Ein kurzer Überblick über das Ergebnis des ersten Betriebsjahres zeigt, daß alle guten Erwartungen erfüllt wurden. 22 Ortsvereine oder Sektionen (mit mindestens 12 Mitgliedern) haben bisher bezogen, die übrigen schon zum dritten Male. Nur zwei haben den Bezug während der Sommermonate ausgesetzt. Jede Sektion erhielt in der Regel 12 Hefchen aus den verschiedenen Sektionen der Zeitung und der Unterhaltung, auf Wunsch auch solche für Frauen und Jugendliche. Das die Letztere ergänzende Referat (Hefchen durch die Parteiliteratur) wurde an einigen Orten gehalten und wird im Winter in größerem Umfang zur Verfügung gestellt werden. Starke Zuspruch fand auch der Schriftendienst der Wanderschaft, der es den Genossen an den kleinen entfernten Orten endlich ermöglicht, ohne Unzulässigkeit und Verteuerung Schriften jeder Art zu beziehen, und deren Ergebnis ungeschmälert der Wanderschaft zugute kommt. So sehen wir eine Fülle von Anregung, Belehrung und Erhebung von dem jungen Unternehmen ausgehen zu dem am meisten der Unterhaltung bedürftigen kleinen Organisationen, bis in die entlegensten Orte des Gaues Südbayern, und ähnlich günstigem gegnerischen Verhältnissen mit Glück begangen.

Die sozialdemokratische Partei des Herzogtums Braunschweig hält den Landesparteitag am 30. August in Serien a. G. ab. Die Tagesordnung lautet: Bericht des Vorsitzenden und des Sekretärs des Landesverbandes; Bericht über Organisation und Agitation; unsere Parte: Die bevorstehenden Kommunalwahlen; Was! des Vororts der Landesorganisation und des Vorsitzenden.

Eine verhängnisvolle Reichsverbandssitzung. Aus Darmstadt ist der bei der Firma Reich als Hotelbesitzer angestellt gewesene Unternehmer Dr. Emil Zimmer, der dieser Tage plötzlich entlassen wurde, bald darauf verstorben. Dr. Zimmer wird wegen Unzureichung der Reichsverbandssitzung verfolgt. Die Reichsverbandssitzung ist ein Zusammenkommen, das er zu hoch eingeschätzt hat. Auf seine Mitteilung bei der Reichsverbandssitzung wurde ihm bedeutet, es sei der vom Reichsverband angeordnete Reichsverband zugunsten gelegt. Dieser war unzulässig um einige Mark zu hoch beziffert, und bei einer eingehenden Prüfung würden die Leistungen der Abteilung Dr. Zimmer hätte sich bemerkt, daß dieser bei längerer Zeit die Höhe seines Betriebs jährlich über 100000 Mark betragen und den nach Abschätzung des richtigen Betrages erheblichen Verlust in seine eigene Tasche gesteckt hätte.

So erhielten die Arbeiter zwar die von ihnen verdienten Beiträge, die Firma ist aber um die übrige Summe, die eine ansehnliche Höhe erreichen soll, geschädigt. Wie verlautet, gestand Dr. Zimmer nach dieser Entdeckung seine Veruntreuungen ein, die angeblich im Februar d. J. begonnen hatten und in der letzten Betriebswoche Mark 84 betragen. Den genauen Umfang wird die Untersuchung feststellen. Der Fall erregt um so größeres Aufsehen, als Dr. Zimmer der Gründer und langjährige Leiter der Darmstädter Ortsgruppe des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie war.

Magdeburger Angelegenheiten.

Magdeburg, 13. Juli 1908.

Desinfektion durch die Sonne.

Bakterien hier, Bakillen dort, Bakillen aller Geden! Wie scheuche ich sie von mir fort, Wo soll ich mich verteidigen?

Solch Stokseußer ertringt sich einem unwillkürlich, wenn man eine jener gruseligsten Schilderungen liest, in denen Tausende von Arten der kleinsten Lebewesen (Bakterien, Mikroben) aufgezählt werden, welche uns überall lauern und unsere Gesundheit zu zerstören trachten. In neuer Zeit ist nun durch zahlreiche Versuche bewiesen worden, daß wir in der Bestrahlung durch die Sonne ein sehr wirksames Mittel zur Abtötung der Bakterien haben. Im Volke herrscht schon von alters her der Brauch, Kleider und Betten, besonders von Kranken und Verstorbenen zu sonnen. Freilich geschieht dies wohl nur in der Absicht, das Lüften zu fördern und schlechte Gerüche zu entfernen. Das wird auch ungewiss erreicht, wie ein einfacher Versuch beweist: Füllt man zwei Glasflaschen in gleicher Weise mit sauren Gasen und stellt die eine ins Sonnenlicht, die andre ins Dunkel, so verschwindet bei der ersteren der eklige Geruch sehr bald, während er bei der letzteren sich eher vermehrt als vermindert. Aber die wirklich desinfizierende Kraft der Sonne ist experimentell erst von Professor S m a r c h in Kiel bewiesen worden. Er infizierte Kleider und Betten, Helle, Möbel, Wäsche und verglichen mit den verschiedensten Krankheitskeimern, setzte sie den Sonnenstrahlen aus und untersuchte dann ungefähr alle Stunden, ob und wieviel Bakterien noch vorhanden waren. Die Resultate erwiesen sich über Erwartung günstig. Namentlich die Choleraabakterien wurden nicht nur an der Oberfläche, sondern auch in den tieferen Schichten der Betten, Polstermöbel usw. sehr schnell durch die Sonne getötet. Ebenfalls vernichtend, wenn auch erst nach längerer Zeit, wirkt die Bestrahlung auf die Bakterien des Typhus, Milzbrand, der Lungenentzündung, Schwindpocken und anderer Infektionskrankheiten. Demnach besitzen wir in der Bestrahlung das beste kostenlose Desinfektions- und Desinfektionsmittel.

Für die Praxis des täglichen Lebens ist dies natürlich von großer Bedeutung. Man kann Betten, Kleider und Wäsche von dem sauren Geruch und überall sich vorfindenden Krankheitskeimern befreien, indem man sie recht oft mehrere Stunden hindurch den Sonnenstrahlen aussetzt. Die wenigen anhaftenden Bakterien werden dann jedesmal getötet, können sich also nicht zu solchen Unmengen vermehren, daß der Mensch ihnen erliegt. Auch sind die Schlafzimmer stets einer möglichst ausgiebigen Bestrahlung auszusetzen und nicht etwa durch dicke Vorhänge in dunkle muffige Grabgewölbe zu verwandeln. Auch wird man gut tun, Kamm, Bürste, Zahnbürste, Handtuch, Waschlappen, Schwamm nach dem Gebrauch auf das Fensterbrett oder an andere sonnenbeschienene Plätze zu legen, weil dadurch nicht nur der sonnenbeschienene Platz zu legen, weil dadurch nicht nur der saure, muffige Geruch alsbald entfernt, sondern auch den Bakterien ein sehr günstiger An siedlungs- und Nährboden entzogen. Wenn man eine mehrstündige Bestrahlung als Desinfektionsmittel häufiger anwendet, wird es nicht mehr so oft vorkommen, daß in der Kammer eine ansteckende Krankheit ganz plötzlich auf schier unerklärliche Weise auftritt. (Nachdruck verboten.)

Sozialistische Anwendungen hat — die „Magdeburgerische Zeitung“. Sie beschäftigt sich mit der drohenden Elektrizitätssteuer und hält sie aus prinzipiellen Gründen für verwerflich. Sollte diese Steuer aber nur eine Vorbereitung für ein Monopol sein, so wäre es nötig, rechtzeitig und geradezu auf das Reichs-elektrizitätsmonopol loszugehen. Das Blatt schreibt dann:

Die Elektrizität kann vom Staate nicht nur ebenso billig, sondern vermöge der Konzentration der Erzeugung billiger abgegeben werden als von der Privatindustrie. Was im übrigen grundsätzlich gegen Monopole einzuwenden ist: die unbillige Bevorzugung einzelner, die Ausbeutung der Konsumenten und der Ausschluß des heilsamen Wettbewerbs — wird mit Unrecht gegen das Staatsmonopol geltend gemacht, da dieses die im Staat organisierte Gesamtheit am Nutzen und an der Kontrolle des Betriebes beteiligt.

Das ist in der Hauptsache auch unsere Meinung. Was aber werden die kapitalistischen Freunde der „Magdeb. Ztg.“ dazu sagen, daß ihr Blatt so unverblümt dem sozialdemokratischen Grundfalsch der Bergesellschaftung der Produktion das Wort redet? —

Der Terrorismus der schwarzen Listen. Schwarze Listen führt auch der Magdeburger Hausbesitzerverein. In Nr. 3 der Magdeburger „Hausbesitzer-Zeitung“ wird diese für die Hausbesitzer gegenwärtige Einrichtung, so schreibt uns ein Leser, in Erinnerung gebracht. Soweit diese Listen nur dazu verwendet werden, die Hausbesitzer vor „gewohnheitsmäßigen Mieteprellern“ zu schützen, wäre wenig dagegen einzuwenden. Aber es werden nicht nur Mietepreller (ob es solche gibt, weiß ich nicht), sondern auch „böswillige insolvente Mieter“ auf die schwarze Liste gesetzt. Was ein Magdeburger Hausbesitzer als böswilligen insolventen Mieter betrachtet, beweist folgender Vorfall: Schreiber dieser Zeilen mietete eine Wohnung in der Wilhelmstadt nach mündlichem Vertrag. Nachdem ich bereits 3 Monate die Wohnung bewohnt hatte, präsentierte mir der Hausbesitzer einen schriftlichen Vertrag, Formular des Magdeburger Hausbesitzervereins. Ich strich auf dem Vertrag alle die Bestimmungen, die der mündliche Vertrag nicht enthielt und erklärte mich bereit, den so abgeänderten Vertrag zu unterschreiben. Der Hausbesitzer bekam einen kleinen Wutausbruch und verzichtete auf Abschluß eines schriftlichen Vertrags. Seit jener Zeit gehörte ich aber den böswilligen, insolventen Mietern an, deren Namen die schwarzen Listen der Hausbesitzer zieren. Natürlich ist das kein Terrorismus, sondern nur die Wahrung berechtigter Interessen der Hausbesitzer.

Ächtung, Vergolber! Was für Herren die Inhaber der Magdeburger Goldleinstenfabrik Ente u. Stein sind, beweisen sie am Freitag nachmittag. Vormittags wurden die Ausständigen eruch, so wird uns aus dem Bureau des Holzarbeiterverbandes geschrieben, eine Verhandlungskommission zu senden. Als diese erschien, fragte Herr Ente ganz verwundert: „Nanu, was wollen Sie denn?“ Nach Aufklärung der Sache erklärte er: „Wir lassen uns überhaupt keine Vorschriften machen und bewilligen überhaupt nichts!“ Ein Kommissionsmitglied wurde überhaupt abgelehnt und die Kommission, ohne ein Resultat erzielt zu haben, entlassen. Die Behandlung der Leute wie der Verhandlungskommission überhaupt läßt ja so gut wie alles zu wünschen übrig. Des richtigen Wortes zur Kennzeichnung dieser Wäskierung der Leute enthalten wir uns. Die 14 Tage scheinen den Herren Ente und Stein noch nicht die Ueberzeugung beigebracht zu haben, daß es im Interesse ihres eignen Geschäftes besser wäre, eine Einigung herbeizuführen. Eins ist aber den Herren auch noch gesagt: Die Arbeiter wählen sich die Kommissionsmitglieder selbst. Trotz allem werden die Ausständigen weiterhin bereit sein, den Streitfall beizulegen. Es liegt lediglich an den Herren Ente und Stein, wie lange ihr Geschäft leiden soll.

Das neue Statut des Sozialdemokratischen Bezirksverbandes.

Am 1. Juli 1906 trat der Bezirksverband der sozialdemokratischen Parteiorganisationen des Regierungsbezirks Magdeburg ins Leben. In den vorhergehenden Monaten war nach vielen Diskussionen das jetzt geltende Statut zustande gekommen. Die Ansichten über das Erreichbare gingen bei der Beratung des Statuts in recht vielen Fragen weit auseinander, und oft schien es, als ob die Zeit für die Gründung der Bezirksorganisation noch nicht gekommen sei. Die föderativen Neigungen wirkten in einigen Parteien gewissermaßen noch sehr stark. Mancher konnte sich an die Zentralisation in der Partei nicht so schnell gewöhnen. Man vermutete die Lähmung der organisatorischen Energie, die Beschränkung des Bestimmungsrechts usw. Heute darf man sagen, daß sich nichts Derartiges gezeigt hat. Die Zusammenfassung der agitatorischen Kräfte, das gemeinsame Arbeiten in derselben Richtung hat inzwischen wohl die Befürchtungen widerlegt, die damals sich so lebhaft äußerten.

Nach dem Gesagten konnte das damals geschaffene Statut nichts Vollkommenes sein. Der Gedanke der gemeinsamen Arbeit mußte eben erst Boden gewinnen; die Möglichkeit dieser Bezirksorganisation mußte sich erst praktisch erproben, um ein Statut zu ermöglichen, das den Anforderungen entspricht, die heute Organisation und Agitation an uns stellen. Heute dagegen ist mit dem alten Statut nicht mehr auszukommen. Der Einheitsgedanke muß präziser gefaßt und die innere Organisation dem mehr angepaßt werden. In dieser Erkenntnis nahm der letzte Bezirkstag den folgenden Antrag Silber Schmidts an:

Der Bezirkstag beauftragt den im nächsten Geschäftsjahr amtierenden Bezirksvorstand und die Vorsitzenden der acht Kreisvereine, dem nächsten Bezirkstag den Entwurf eines Bezirksorganisationsstatuts zu unterbreiten. In diesem Entwurf ist auch ein für alle Kreisorganisationen geltender Mindestbeitragsbeitrag vorzusehen.

Der Vorstand hat in gemeinsamer Sitzung mit den Vorsitzenden der acht Magdeburger Reichstagswahlkreise diesem Auftrag genügt. Er setzte eine Kommission ein mit dem Auftrag, einen Entwurf auszuarbeiten. Das ist geschehen. Das Resultat der Beratungen ist der nachstehende Entwurf:

Entwurf zum neuen Statut des Sozialdemokratischen Bezirksverbandes Magdeburg.

§ 1. Die sozialdemokratischen Kreisorganisationen der acht Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks Magdeburg bilden auf Grund des Statuts der sozialdemokratischen Partei Deutschlands unter dem Namen „Sozialdemokratischer Bezirksverband Magdeburg“ eine Bezirksorganisation mit dem Sitz in Magdeburg. Alle sozialdemokratischen Organisationen des Regierungsbezirks Magdeburg müssen der Bezirksorganisation angehören.

§ 2. In jedem der acht Wahlkreise besteht eine sozialdemokratische Kreisorganisation, die sich aus den örtlichen Mitgliedern und den in dem Kreise wohnenden Einzelmitgliedern zusammensetzt. Jede im Kreise wohnende Person über 18 Jahre, die sich zur sozialdemokratischen Partei zählt, ist verpflichtet, der Kreisorganisation anzugehören, die die alleinige Parteiorganisation des Wahlkreises ist und die Parteigeschäfte führt.

§ 3. Jede Kreisorganisation regelt die Geschäfte nach eigenem Statut, das dem Partei- und Bezirksverbandstatut nicht widersprechen darf.

Der wöchentliche Beitrag darf in den Kreisorganisationen für männliche Mitglieder nicht unter 10 Pfg., für weibliche Mitglieder nicht unter 5 Pfg. betragen. Das Eintrittsgeld muß für männliche Mitglieder 30 und für weibliche 15 Pfg. betragen. Personen, die in anderen Orten Mitglieder der Parteiorganisation waren und bis zu ihrem Fortzug ihre Pflichten gegen die Parteiorganisation erfüllt haben, bleiben vom Eintrittsgeld befreit.

§ 4. Von den Beiträgen sind 20 Prozent an die Zentralkasse abzuführen. An den Bezirksverband zahlen die Kreisorganisationen pro Mitglied und Quartal 10 Pfg. Die Beiträge an den Partei- und Bezirksvorstand sind innerhalb 6 Wochen nach Quartalschluß abzuführen.

§ 5. Die Kreisorganisationen ordnen ihre Angelegenheiten auf der vor dem Parteitag einzuberufenden Generalversammlung. Auf dieser hat der Vorstand Bericht zu erstatten über seine Tätigkeit, den Stand der Organisation, über Einnahmen und Ausgaben der Kreisorganisationskasse, über Prüfung der Rechnung und über den Stand der Agitation im Allgemeinen. Der Bezirksvorstand hat zu jeder Generalversammlung einer Kreisorganisation einen Vertreter zu entsenden, dem beratende Stimme zuteilt.

§ 6. Mitglied einer Kreisorganisation kann jede im Kreise wohnende über 18 Jahre alte Person werden, die das Programm der sozialdemokratischen Partei anerkennt und sich den Statuten der Parteiorganisationen unterwirft. Mitglied kann nicht werden, wer sich eines groben Verstoßes gegen die Grundsätze der Partei oder einer ehrlösen Handlung schuldig gemacht hat.

Für den Ausschuß eines Mitglieds kommen die Bestimmungen der §§ 27 bis 29 des Parteistatuts in Anwendung. Den Mitgliedern steht kein klagbarer Anspruch an das Parteivermögen zu.

Alles Nähere regelt das Statut der Kreisorganisation.

§ 7. Die Kreisorganisation hat ihre Ausgaben aus den eigenen Einnahmen zu bestreiten. Finanziell schwache Kreisorganisationen hat der Bezirksvorstand nach Möglichkeit zu unterstützen. Anträge an den Parteivorstand um Unterstützung können die Kreisorganisationen nur durch Vermittlung des Bezirksvorstandes einbringen.

Die Vorsitzenden der Kreisorganisationen haben innerhalb 6 Wochen nach Schluß des Quartals dem Sekretär des Bezirksverbandes einen Bericht einzureichen, zu dem die vom Sekretariat gelieferten Formulare zu benutzen sind. Das Verwaltungsmaterial wird einheitlich hergestellt und vom Bezirksverband den Kreisorganisationen geliefert.

§ 8. Die Aufstellung der Kandidaten für die Wahlen zum Reichstag und preussischen Landtag erfolgt durch die Generalversammlung der Kreisorganisation im Einverständnis mit dem Bezirksvorstand. Ueber etwaige Differenzen entscheidet der Parteivorstand.

§ 9. Vorstand.

Die Geschäfte des Bezirksverbandes führt ein Vorstand, der aus fünf Personen besteht. In dem Vorstand sind die weiblichen Mitglieder durch ein Mitglied vertreten.

Der Vorstand wird alljährlich durch den Bezirkstag neu gewählt. Wiederwahl ist zulässig. Der Bezirksvorstand hat die Aufgabe, für die Ausbreitung der sozialdemokratischen Ideen zu sorgen, den Ausbau der Parteiorganisationen zu fördern und zu diesem Zweck geeignete und umfassende Agitation zu treiben.

Zur Prüfung der Kasse des Bezirksverbandes wählt der Bezirkstag drei Revisoren, die nicht Mitglieder des Vorstandes sind und am Orte des Bezirksverbandes ihren Wohnort haben.

Die laufenden Geschäfte des Bezirksverbandes werden durch einen besoldeten Sekretär geführt, der in allen Parteiorganisationen und in allen Parteinstanzen des Bezirksverbandes beratende Stimme hat.

§ 10. Bezirksausschuß.

Die Vorsitzenden der acht Wahlkreise bilden mit dem Vorsitzenden des Bezirksverbandes den Bezirksausschuß. Dieser Ausschuss entscheidet über alle Angelegenheiten des Bezirksverbandes. Er ist beschwerdeinstanz über die Beschlüsse der Preßkommission. Er wählt vorbehaltlich der Zustimmung des Bezirkstags den Bezirkssekretär und stellt ihn auf Grund eines Dienstvertrages an. Die Beschlüsse des Bezirksausschusses sind vorbehaltlich der Berufung an den nächsten Bezirkstag für alle Parteiorganisationen und Parteimitglieder bindend. Die Sitzungen des Bezirksausschusses beruht der Bezirksvorstand nach Bedarf ein. Jedoch ist halbjährlich mindestens eine Sitzung einzuberufen.

Die Kosten der Sitzungen trägt der Bezirksverband.

§ 11. Volksstimme.

Die Regelung der geschäftlichen Angelegenheiten des Parteiorgans, der Buchhandlung und der Druckerei erfolgt durch eine Preßkommission, die der Bezirkstag zu wählen hat.

Diese Kommission überwacht die prinzipielle und taktische Haltung des Parteiorgans „Volksstimme“. Sie entscheidet über die Anstellung und Entlassung der Redakteure und der Beamten sämtlicher Parteigeschäfte. Die Anstellung und Entlassung der nicht als Beamte in den Parteigeschäften arbeitenden Personen erfolgt durch die dazu bestellten Beamten.

Gegen die Beschlüsse der Preßkommission steht jedem Parteimitgliede die Berufung an den Bezirksausschuß zu. Gegen dessen Beschlüsse ist die Berufung an den Bezirkstag zulässig.

§ 12. Die Preßkommission besteht aus 14 Personen. Die Zusammenziehung erfolgt in der Weise, daß die Magdeburger Parteiorganisation durch 7 Delegierte und jede der übrigen Wahlkreisorganisationen durch je einen Delegierten vertreten ist.

Die Kosten der Delegation der Preßkommissionsmitglieder trägt das Parteigeschäft.

Die Preßkommission gibt sich für die Erledigung ihrer Arbeiten eine Geschäftsordnung. Sie ernannt aus ihrer Mitte einen geschäftsführenden Ausschuss und benennt dessen Obliegenheiten. Auf dem Bezirkstag hat sie durch ihren Vertreter Bericht über ihre Tätigkeit erstatten zu lassen.

In den Sitzungen der Preßkommission hat der Vorsitzende des Bezirksverbandes, ein Vertreter der Redaktion und je ein Vertreter der Parteigeschäfte beratende Stimme.

§ 13. Bezirkstag.

Im Anschluß an den Parteitag der sozialdemokratischen Partei hat der Bezirksvorstand den Bezirkstag einzuberufen. Dem Vorstand steht das Recht zu, außerordentliche Bezirkstage einzuberufen. Auf Antrag der Vorstände von drei Kreisorganisationen ist er dazu verpflichtet.

Der Bezirkstag setzt sich zusammen aus den Delegierten der Kreisorganisationen, dem Bezirksvorstand und -ausschuß und dem Vertreter der Preßkommission. Außerdem sind die Reichs- und Landtagsabgeordneten und -kandidaten der Wahlkreise stimmberechtigt. Je ein Vertreter der Redaktion und der Parteigeschäfte haben beratende Stimme.

Auf je 300 Mitglieder kann die Kreisorganisation einen Delegierten entsenden; angefangene 300 gelten für voll. Der Verechnung ist die Mitgliederzahl zugrunde zu legen, für die im letzten Geschäftsjahr vor dem Bezirkstag Beiträge an die Bezirkskasse entrichtet sind. Kreisorganisationen mit weniger als 300 Mitgliedern können zwei Delegierte entsenden.

Für die Beschädigung außerordentlicher Bezirkstage ist dieselbe Mitgliederzahl der Verechnung zugrunde zu legen, die für die Beschädigung des letzten ordentlichen Bezirkstags maßgebend war. Die Delegationskosten für ihre Delegierten, Abgeordneten und Kandidaten haben die Kreisorganisationen selbst zu tragen.

Fenilleton.

(Nachdruck verboten.)

Der Diebstahl in der Münze.

Von Jens B. Kiehlund.

(17. Fortsetzung.)

Als das Echo im Keller verhallt war, waren auch die Schritte verstummt.

„Hilfe!“

Der Mann, der stehengeblieben war, kehrte um und kam wieder zurück, und eine Stimme, die Klang als käme sie von weit her durch eine Röhre, drang in den Keller herab.

„Wer ruft da?“

„Helft mir um Gottes willen heraus! Ich sterbe —!“

„Wo sind Sie?“

„Hier — in der Tiefe unter Ihnen — in einem Keller! Man hat mich ermorden wollen. Ich bin eingeschlossen.“

Es entstand eine Pause; er horchte, daß ihm das Blut in den Ohren hämmerte, und als er zu hören glaubte, daß die Schritte sich wieder entfernten, schrie er noch einmal in der äußersten Not und Verzweiflung.

„Hören Sie,“ ertönte die Stimme von neuem, „ich bin Polizist. Ich gehe jetzt, Hilfe zu holen. Sie müssen sich so lange gedulden. Sind Sie verletzt?“

„Ich bin halb zu Tode geschlagen! Machen Sie schnell — machen Sie schnell!“

„Ich bleibe keine Viertelstunde fort.“

Wieder vernahm er den Wiederhall der Schritte, aber diesmal rannte der Mann.

Wie lange er wartete, ob eine Viertel- oder eine ganze Stunde, wußte er nicht. Die Zeit zerfloß ihm zu etwas undeutlich Nebelhaftem — er wußte nicht einmal ob er schlief oder wachte, als er das Rollen eines Wagens hörte, der herankam und hielt.

Einen Augenblick später ertönte dieselbe Stimme

„Hallo! — Sind Sie noch da unten?“

„Ja wohl.“

„Können Sie uns sagen, wie Sie dahin gekommen sind?“

„Nein, ich habe mit dem Messer quer durch eine Mauer gegraben.“

Die Männer auf der Straße oben hielten augenscheinlich Rat, und nach einer Weile wurde mit einer Eisenstange gegen die Steine gestoßen.

„Sind Sie gerade hier darunter, wo wir klopfen?“

„So ungefähr, glaube ich.“

„Gehen Sie etwas beiseite.“

Er hörte, wie mehrere auf einmal anfangen zu hacken und das Pflaster aufzubrechen. Ralf und Steinbröckel fielen von der Decke herab, bald kratzten die Eisenstangen gegen die Decke des Gewölbes und endlich fiel ein großes Stück Decke herab, und ein Strom von Licht durchschnitt das Dunkel um ihn herum.

„Hallo — wo sind Sie hin?“ fragte ein Mann, der auf dem Bauche lag und hintergrübelte mit einer Laterne hinableuchtend; aber als er Hansen erblickte, brach er unwillkürlich in die Worte aus: „Barmherziger Gott!“ und streckte die Laterne gegen ihn aus.

„Sie können so, wie Sie zugerichtet sind, unmöglich die Leiter heraufkommen. Warten Sie, ich komme herunter und helfe Ihnen.“

Einen Augenblick später wurde eine Leiter durch die Öffnung herabgelassen, und zwei Polizisten stiegen, jeder seine Laterne in der Hand, herab.

Hansen stand gegen die Mauer gelehnt. Das Licht fiach ihm in die Augen, so daß er nichts sehen konnte, und die Reaktion nach der Spannung, in der er sich befunden hatte, nahm ihm die letzten Kräfte.

„Gib Deine Flasche her, Tom,“ sagte der eine und goß dem armen Teufel ein paar Schlucke Whisky in den Mund, worauf beide im Verein ihn die Leiter herauf und in den bereitstehenden Wagen brachten.

Eine Wache wurde an der Stelle zurückgelassen, und in starkem Trab fuhr sie durch die dunkeln Straßen.

„Was ist die Uhr?“ fragte Hansen, der allmählich wieder zu sich kam.

„Etwas über drei, Sir.“

„So bin ich nur vier Stunden da drinnen gewesen,“ murmelte er; „mir scheint, es waren vier Wochen. Wohin fahren wir?“

„Nach der Wache.“

„Und wo befinden wir uns ungefähr?“

„In der Nähe der Dock, Sir.“

Wahr wurde nicht gesprochen, bis der Wagen vor dem erlichteten Tore der Wache hielt. Die beiden Schutzleute nahmen ihn in die Mitte und führten ihn ins Wachtzimmer, wo der Polizeikommissar und ein Schreiber hinter der Schranke saßen und schrieben.

Der eine von den Schutzleuten begann seinen Rapport. Unterdeß starrte der Kommissar unverwandt die merkwürdige Erscheinung an, die den Gegenstand des Rapports bildeie.

Es war auch ein, selbst an dieser Stelle, selten betrüblicher Anblick, den Hansen bot, wie er da stand und wie eine Erle in dem hellen Lichte blinzelte. Sein Gesicht war auf der einen Seite furchtbar geschwollen, so daß das eine Auge ganz unsichtbar war. Aus einer Kopfwunde war eine Menge Blut geflossen und hatte sich als schwarze Kruste in den Haaren und auf den Wangen festgesetzt, die Kleider hingen in Fetzen um ihn, und die ganze Gestalt war mit Ralf, Schmutz und Schlamme überzogen.

Nachdem er eine Weile den umständlichen Bericht des Schutzmanns mitangehört hatte, zog er seine Briefftasche hervor, legte sie auf die Schranke und nahm mit seiner einen Hand eine Visitenkarte heraus, die er mit einer Verbeugung dem Kommissar überreichte.

Sofort erhob sich dieser, flüchelte dem Schreiber ein paar Worte zu und kam eifertig vor die Schranke.

„Bitte! Darf ich Sie in dieses Zimmer führen. Der Polizeiarzt wird in ein paar Minuten zur Stelle sein.“

Er führte Hansen ins Nebenzimmer und bettete ihn auf ein Sofa.

„Wünschen Sie irgend etwas — oder haben Sie einen Befehl für mich? Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“

„Danke. Ich möchte Sie bitten, sich bereit zu machen, noch heute nacht eine kleine Expedition zu unternehmen — in spätestens einer Stunde. Sie müssen vier bis fünf Mann mitnehmen.“

„Das soll geschehen. Und wem gilt die Expedition?“

„Ich werde Sie selbst begleiten.“

„Verzeihen Sie, aber ich fürchte, Sie überschätzen Ihre

Preisorganisationen, die mit ihren Beiträgen zum Bezirksverband länger als 3 Monate im Rückstand sind, haben nur Anspruch auf Vertretung auf dem Bezirkstag, wenn ihnen die Beiträge durch den Bezirksvorstand gestundet sind.

Den Delegierten ist ein Mandat auszustellen.

§ 14.

Der Bezirkstag hat folgende Aufgaben zu erledigen:

- 1. Entgegennahme des Rechenschaftsberichts des Vorstandes, Ausschusses, der Revisoren, der Preiskommission und der Leiter der Parteigeschäfte, die der Aufsicht der Preiskommission unterstehen.
2. Beschlussfassung über alle Parteiangelegenheiten des Bezirks.
3. Wahl des Vorstandes, der Revisoren und der Preiskommission.
4. Bestimmung des Ortes der nächsten Tagung des Bezirkstages.
Der Bezirkstag wählt sich ein eigenes Bureau, er fest endgültig die Tagesordnung fest, gibt sich eine Geschäftsordnung und prüft die Legitimation seiner Teilnehmer.
Die Wahlen des Bezirksvorstandes, der Revisoren und der Preiskommission werden in geheimer Abstimmung in je einem Wahlgang mittels Stimmzettel vollzogen.

§ 15.

Die Einberufung des Bezirkstages hat 6 Wochen vor seinem Stattfinden unter Angabe der vorläufig vom Bezirksvorstand festzusetzenden Tagesordnung durch Bekanntmachung in der „Volksstimme“ zu erfolgen. Die Bekanntmachung ist unter Hinweisung der eingegangenen Anträge mindestens zweimal zu wiederholen. Anträge, die veröffentlicht werden sollen, müssen dem Bezirksvorstand spätestens 14 Tage vor dem Stattfinden des Bezirkstages zugeandt werden.

§ 16.

Parteiorgan der sozialdemokratischen Partei für den Regierungsbezirk Magdeburg ist die in Magdeburg erscheinende „Volksstimme“, in der alle Bekanntmachungen der dem Bezirksverband angegliederten Parteiorganisationen zu erfolgen haben.

§ 17.

Das Geschäftsjahr des Bezirksverbandes und der Kreisorganisationen läuft vom 1. Juli bis 30. Juni. Alle Wahlen, die der Bezirkstag vornimmt, gelten für die Zeit vom Bezirkstag bis zum nächsten ordentlichen Bezirkstag.

§ 18.

Alle Beschlüsse in den Organisationen werden mit einfacher Mehrheit gefasst. Ausgenommen hiervon ist die Beschlussfassung über die Auflösung des Bezirksverbandes, für die auf dem Bezirkstag eine Zweidrittelmehrheit vorhanden sein muß. Änderungen dieses Statuts können nur durch den Bezirkstag erfolgen.

Dieses Statut tritt am in Kraft.

Die Parteigenossen können nun in unsern Organisationen den Entwurf beraten und ihre etwaigen Abänderungsanträge bis zum 1. September dieses Jahres an das Bezirkssekretariat einreichen.

Magdeburg, 12. Juli 1908.

Die Kommission.

J. A.: S. Weim.

Aus der Gewerkschaftsbewegung.

Streik der Seineschiffer in Paris. Das Personal der kleinen Seineschiffe, die den Verkehr nach Charenton und Saint-Cloud vermitteln und von Einheimischen wie Fremden gern benutzt werden, ist in den Ausstand getreten. Der Streik kam ganz überraschend und wird, falls es nicht gelingt, ihn heute, den 14. Juli, beizulegen, der Gesellschaft einen Verlust von über 200 000 Franc bringen. Am Nationalfest rechnete man allein auf 80 000 Franc Tageseinnahme. Bisher wollen weder die Streikenden noch die Gesellschaft nachgeben. Doch glaubt man, daß die Streikenden ihren Willen durchsetzen werden.

Straf-Durchschneide Verleumdung. Am Dienstag stand vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte abertmals Termin gegen den Redakteur des „Regulator“, Gleichauf, wegen Verleumdung des Vorsitzenden des Metallarbeiterverbandes, Genossen Schilde. Am Samstag war Gleichauf am 17. März d. J. zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt worden, weil er behauptet hatte, Schilde habe sich durch ein Fälschung, das dem Verleumdungsgegenstand 100 Mark gestohlet habe, beiseite lassen. Gegen dieses Urteil legte Gleichauf Berufung ein. Zur Berufungsinstanz wurde ein Vergleich

geschloffen, wonach Gleichauf erklärte, daß er seine Behauptungen nicht aufrechterhalten könne; auch versprach er, keinerlei Vorwürfe mehr gegen Schilde aus dieser Angelegenheit zu erheben. Unmittelbar nun, nachdem Gleichauf zu 150 Mark verurteilt war, brachte er im „Regulator“ vom 27. März d. J. zwei Artikel, in denen er von neuem die Verleumdungen gegen Schilde wiederholte. Wegen dieser Artikel strengte Schilde erneute Privatklage an. In der Verhandlung am Dienstag legte der Vertreter Schildes, Rechtsanwalt Dr. Geinemann, einen Artikel Gleichauf vom 26. Juni d. J. vor, worin Gleichauf sich darüber lustig macht, daß Schilde zum Gericht laufe, um die Verurteilung Gleichauf zu einigen Mark herauszupressen. Sodann kam er von neuem auf die Fälschungsangelegenheit zu sprechen. Die Frage des Richters, ob sich die Parteien nicht vergleichen wollten, verneinte der klägerische Vertreter: es sei dies unmöglich, da nach dem Vorgefallenen für Gleichauf ja der Grundsatz „Ein Mann ein Wort“ nicht gelte. Denn unmittelbar nachdem er das feierliche Versprechen abgegeben hatte, keinerlei Vorwürfe in der Angelegenheit Schilde mehr zu erheben, da er anerkenne, daß diese Vorwürfe unbegründet seien, habe er die Vorwürfe von neuem wiederholt und höhnisch angedeutet, daß ihn doch das erneute Verleumben nur einige Mark kosten könne. Dieser Wortbruch Gleichauf mache jedes weitere Verhandeln mit ihm unmöglich, da es nach dem Verhalten Gleichauf kein Gebiet mehr gebe, auf dem ein sein Versprechen erfüllender Ehrenmann sich mit Gleichauf treffen könne. Das Gericht verurteilte Gleichauf zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat und Veröffentlichung des Tenors im „Regulator“. Begründet wurde ausgeführt, daß die von Gleichauf behaupteten Tatsachen unwahr seien, was er ja selbst anerkannt habe. Die Verleumdung der Weisung sei für Schilde die denkbar schwerste. Von einer Geldstrafe müsse abgesehen werden, zumal Gleichauf selber höhnisch darauf hingewiesen habe, daß es ihm nichts ausmache, eine Geldstrafe von einigen wenigen Mark zu erhalten. Ueberaus belastend sei es, daß Gleichauf, unmittelbar nachdem er sich vor Gericht verpflichtet habe, die Angelegenheit ruhen zu lassen, unter Bruch des Versprechens von neuem Klagen schweben und in besonders hinterhältiger Art und Weise verleumderisch beleidigte.

Die Hälfte der Streiklohn zahl der Unternehm. Ein merkwürdiger Streit spielt sich zurzeit in der Stadt Zürich ab. Zwischen der Gewerkschaft der Maler und Gipser einerseits und dem Verein der Malermeister und Gipsermeister andererseits besteht ein Tarifvertrag, wonach die Arbeiter verpflichtet sind, nur bei organisierten Meistern in Arbeit zu treten. Die Meister dagegen nur der Gewerkschaft angehörige Arbeiter einzustellen. Nun baut gegenwärtig die Stadt Zürich einen größeren Block Arbeiterhäuser. Die Maler- und Gipserarbeiten waren zum Teil vergeben worden an den Meisterverein, der sich kollektiv darum beworben hatte, zu einem anderen Teile aber auch dem Meisterverein nicht angehörenden Meistern. Es wurde von beiden Seiten mit der Arbeit begonnen, bis die organisierten Meister von ihren Arbeitern plötzlich verlangten, daß sie nicht länger neben unorganisierten Arbeitern arbeiten und in den Streik träten. Die Arbeiter legten am 29. Juni die Arbeit nieder und haben sie seither noch nicht wieder aufgenommen. Ihre Meister aber bezahlen tarifmäßig die Hälfte der der Gewerkschaft durch den Streik entstehenden Kosten.

16. Verbandstag des Zentralverbandes der Brauereiarbeiter. Die Anstellung von Beamten seit dem letzten Verbandstag wird mehrfach kritisiert, während andererseits noch weitere Beamte gefordert werden. Zur Maifeier liegt folgende Resolution vor:

Der Verbandstag sieht in der Maifeier ein der würdigen Propagandamittel im proletarischen Klassenkampf. Die Delegierten sind der Ansicht, daß die Feier nur dann würdig begangen werden kann, wenn sie unter Abzug des Lohnes geschieht. Bei abzuschließenden Tarifverträgen ist die Forderung zur Feier des 1. Mai mit aufzunehmen. Maßregelungen, welche infolge der Maifeier entstehen, werden nach § 22 des Statuts behandelt. Die Delegierten verpflichten sich, in ihren Wahlstellen dahin zu wirken, daß die Maifeier immer mehr Eingang findet.

Die Fortsetzung dieser Resolution ist eine recht lebhaft. Da aber eine Einigung in der Frage nicht zu erzielen ist, so wird auf Vorschlag Ezzels beschlossen, es in der bisherigen Weise zu belassen. Eine Annahme der Resolution würde lediglich zur Folge haben, daß einer großen Anzahl Kollegen, die heute auf Grund bestehender Tarife die Maifeier unter Fortzahlung des Lohnes begehen könnten, dieser Vergünstigung verlustig gingen. Nachdem dann Redakteur Krieg noch erklärt, daß er in der Zeitung die Arbeitslosen nicht propagieren könne, wird die Resolution abgelehnt. Dann erörtert Wittich den Bericht der Kommission über die Beitragserhöhung und Einführung von Lohnstaffeln. Bisher bestand ein einheitlicher Beitrag von 45 Pfg. pro Woche. Die Kommission ist der Ansicht, daß im Prinzip die Einführung von drei Lohnstaffeln das richtige sei, solche für niedere, mittlere und höhere Löhne; aus praktischen Gründen wird indes als Übergang die Einführung von zwei Lohnklassen

empfohlen. Bis zu 18 Mark Wochenlohn 30 Pfg., von 18 Mark aufwärts 50 Pfg., jedoch soll es den Mitgliedern mit niederen Beiträgen gestattet sein, freiwillig in die höhere Staffel rangieren zu können. Zwischen weiblichen und männlichen Mitgliedern soll kein Unterschied gemacht werden. Streikunterstützungen, Krankenunterstützungen usw. sind von der Kommission nach bestimmten Regeln geordnet, so daß mit der Ablehnung der Beitragserhöhung der ganze Aufbau der Kommissionsvorschlüsse fallen würde. Trotzdem entspannt sich noch eine teilweise etwas erregte Debatte, weil ein von zehn Delegierten gestellter Antrag die Einführung von drei Lohnklassen fordert. Schließlich wird jedoch der Kommissionsantrag einstimmig angenommen, nachdem der Abänderungsantrag gefallen war. Ein weiterer Antrag, der kleinen Zahlstellen den Zusammenschluß oder den Anschluß an eine benachbarte größere Zahlstelle empfiehlt, wird dem Vorstand nach freiem Ermessen überwiesen.

Als Ort des nächsten Verbandstages wird Berlin bestimmt. Die Vorstandsbeamten Ebel, Kapert und Krieg sowie die Stellvertreter Bader und Wittorf werden einstimmig wiedergewählt. Der Antrag auf Verlegung des Sitzes nach Berlin wird darauf mit Zweidrittel-Majorität angenommen und weiter noch beschlossen, daß der Sitz des Ausschusses von Berlin nach Frankfurt a. M. verlegt wird. Als Ausschussvorsitzender wird Wittich (Frankfurt) gewählt. Der am zweiten Tage der Beratungen abgelehnte Gegenseitigkeitsvertrag mit den Bädern, Fleischer- und Metzgerorganisationen wird nachträglich in etwas abgeänderter Form angenommen und der Verbandstag alsdann mit einem dreimaligen Hoch auf die moderne Arbeiterbewegung geschlossen.

Provinz und Umgegend.

Wahlkreis Jerichow 1 und 2.

Parteigenossen und -genossinnen! Gemäß § 5 des Statuts beruft der Zentralvorstand die diesjährige ordentliche Generalversammlung zum Sonntag den 16. August, vormittags 11 Uhr, nach Burg im „Hohenollerpark“ ein.

- Als provisorische Tagesordnung schlägt der Vorstand vor:
1. Bericht des Vorstandes und der Kontrollen.
2. Berichte aus den Filialen.
3. Statutenänderung.
4. Landpost.
5. Agitation, Organisation und Presse.
6. Bezirksstatut, Bezirkstag und Wahlen zum Bezirkstag.
7. Parteitag und Wahl von Delegierten.
8. Eingegangene Anträge.
9. Vorstandswahlen und Bestimmung des Ortes für die nächste Generalversammlung.

Anträge, deren Veröffentlichung erfolgen soll, müssen bis zum 1. August beim Zentralvorstand eingegangen sein. Wir eruchen die Genossen und Genossinnen, nunmehr entsprechend dem § 7 des Statuts die Bestimmung resp. die Wahl der Delegierten vorzunehmen.

Für den Zentralvorstand:

G. Stolberg.

Stahlfurt, 13. Juli. (Hrsgenantes Knappschäft) jeßl verankert am Sonnabend die fiskalischen Betriebe. So rechte Freude haben die Arbeiter nicht daran, obgleich sie mit Bier- und Speisemarten fast bis zur Höhe eines Tagesverdienstes ausgestattet werden. Es ist ihnen schmerzlich, daß sie einen Tag feiern müssen, da sie bei den teuren Zeiten den Verdienst auch eines Tages nur schwer entbehren können und sie der Meinung sind, daß die veräußerte Arbeit doch wieder so nebenbei eingeholt wird. Mit ungeteilter Freude können die Beamten und die zahlreichen sonstigen Einzelarbeiten den Festreueungen des Festes sich hingeben, weil ihrer nicht am 15. August ein entsprechend reduzierter Lohnzettel wartet. Beachtenswert ist die Selbstverständlichkeit, mit der man von den Arbeitern erwartet, daß sie dieses Fest feiern, während man sehr wohl sieht, wenn die Arbeiter aus eigenem Antriebe — etwa am 1. Mai — feiern wollen.

(Das kirchliche Leben) etwas aufzufrischen, ist man seit langen Jahren eifrig bemüht. Man muß gestehen, daß darin Hervorragendes geleistet wird. Zahlreich sind die Vereine, Gesellschaften, Wandervereine, Veranstaltungen aller Art, und es wird auch manches in wertvoller Hilfe geleistet — ohne besonderen Erfolg. Einen großen Schmerz bereitet den Verufenen namentlich auch der überaus schwache Kirchendienst, der besonders kraft bei den sonntäglichen Nachmittags-gottesdiensten in der Petri-Gemeinde aus. Dafür wird vormittags 8 Uhr ein solcher abgehalten — gehalten hat aber auch das bisher noch nichts.

Kräfte. Soviel ich sehen kann, sind Sie schwer verletzt und haben so viel ausgestanden, daß —

„Wir werden hören, was der Doktor sagt. Es ist indessen von Wichtigkeit, daß wir die Zeit benutzen; es handelt sich um einen gefährlichen Verbrecher, und wenn er erfaßt werden sollte, daß sein Mordversuch mißglückt ist und ich noch am Leben bin, so wird er sich aus dem Staube machen. Ich habe, wie Sie wohl verstanden haben, eine geheime Mission auszuführen und kann Ihnen keine weiteren Aufklärungen geben. Den Mann, den wir suchen, werden wir wahrscheinlich in der Logarstraße Nr. 49 finden — der Hauptbeschlöß soll auf Mordversuch lauten. Lassen Sie Ihre Leute die Revolver mitnehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Beim General der Luft.

Der De-Zug raste und donnerte wogel zu. Man erlitt geshädlich die heftige Vibrationen. Der Rauch drang durch die geschlossenen Fenster und wurde von den fliegenden Reisenden mit dem Geräusch der verämblichen Rollen zusammen als „Luft“ eingeatmet. Draußen lagen die Mandgräfer Reiterberge in der Sonnenhitze. Als man in Basel zu kurzem Aufenthalt ankam, war man ein bis zur Erfrischung geräucherter und geschüttelter Mensch. Die Maschine donnerte der Gemüß, wenn auch in gnädig gemildeter Form, nach drei Stunden. Sie vergingen schließlic auch.

Auf dem schwäbischen Meere wartete ein solches Schiff. Im ferne Wind knatterte die Wimpel an den Masten und wogelte wiegt sich der mächtige Schiffsrumpf in den weichen Wind. Das war schon ein eindrucksvolles Element, als der Räder der Mutter Erde. Die Maschinen fingen an zu rumpeln und zu toben. Das Geräusch erregte. Aber es waren nicht mehr die humanen Töne des an die Schienen geschlossenen Eisenbahnzuges. Unruhig schlug die Maschine die harte Luft zu weißem Staub. Man war der Freiheit und der Schönheit der Natur näher, als in der Gefangenenschaft der geduldeten, polternden Zugmaschinen. Im Extreme der letzten Sonne wachte der Dampf über die harte Klade Friedrichshafen zu. Kurz vor der Einfahrt in den Hafen erfüllte ein leises jenseitiges Säusen die Luft. „Der Zepelin“, rief ein Mann die Schiffe vor den Häfen des Kurorts her kommend etwas wie eine Kugel, deren Flügel man im raschen Schlage nicht sehen konnte. Der schmale weiße Leib glitt in der Sonne leuchtend durch die Luft. Das war keine Maschine. Einmal umhergefahren. Die Kugel alles Großen lag in seiner Bewegung. Auf einmal flog der langgestreckte Rieseleib so tief

herab, daß er hinter den grünen Hügel verschwand wie eine Vision, wie eine Vision von etwas unglücklich Gerlichem. Ein Schiff, welches dasjenige der Elemente, die Luft, erobert hatte, und Menschen durch das Festmeer trug. Ledig aller Erden-schwere lagte es der Zollwächter und Grenzpfähle, der Berge, Täler, Nebelwälder und Seen, der Schienenwege, Landstraßen und Brücken. Frei und über war es im unendlichen Luftdurchfluren Raum dasorgeschwemmt, nicht untertan den Winden, sondern sie überwindend.

So weit ist jetzt der Mensch. Vorläufig heißt der Mensch Zepelin. Kämpfer der Verdienste anderer, nährdeutscher Luft-überwinden. Er kam gerade von seiner großen Schweizerfahrt. Die Schweizer sind stolz darauf, daß er ihre Städte und Seen zuerst aus den Lüften beglückte. Es war auch eine tolle Antwort an das Reich des Kriegsministers in Berlin. Ein humorvoller Satz aus den Lüften, die nichts von Landesfarben wissen. Ein Schwabenspruch! Ein jener.

Nun, er hat wirklich sein Glück in der Aeronautik, der deutsche Kriegsminister. Auch die kaiserliche Dorothea von der Stange bis E. R. dem Grafen Zepelin aus fernherhin halten wollen, was gerade sein Ziel in die Hände. Im übrigen ist der Graf Zepelin wohl darüber hinaus, sich die Stange halten lassen zu müssen. Er hält sie selber.

Man hat seinen Begriff davon, mit welcher Liebe das Volk in dem Zepelinanflug des Badenlers an Zepelin hängt, und mit welcher Begeisterung man sich dort ganz auf Kosten des Herrn v. Cinen erregt. Es ist mehr als verbotener Partikularenz, was darin liegt. Es ist der Hof des verträumten Mannens, der gegen preussische Heberhebung, und dann ist Zepelin eher noch ein unerwarteter Erfinder, der alles dasinang für sein Werk, er ist auch ein liebenswürdiger Mensch. Eine solche Vererbung von Freundschaft und Nächtheit, Proben und Tugend, Gutes und Heiliges ist noch auf keinem Gesicht gesehen worden. Denn er im Gehäus — wo er mit seiner Kugel in Friedrichshafen beiseite wandert — ein — und ausgeht, dann kommt er sich irgendein Ideenentwurf, ein Entwurf oder etwas ähnliches sein. Ein kleines, distantes Mäuschen mühte sich unter der Weite und über dem weißen Gendelbogen im Räder leuchtet eine weiße Gestalt. Wenn er aber in seinem Nichtsein gegen die Halle zu einem Lustig fähig, dann ist er ein anderer. Dann wird aus seinem freundlich-entworfener Schwabenspruch ein Grobererichdel. Dann ist er der Entfender der Welt. Zeitmenschen Reizener haben von ihm als einem „berühmtesten Geistes“ gesprochen, um Stimmung für ihn zu machen. Er ist aber gar kein Geistes. Er ist gerade, klar und einfach. Er bedarf täglich im See bei Sturm und Sonnenhitze und schwimmt wie ein Junger. Seine Augen blitzen unter der hochgehenden Mathematik und das leichte Quäken des linken Heins kommt nicht von Zepelin, sondern von einer schweben behandelten Bewegung im Krieg. Er hat die guten raschen Ohren der energischen Natur an dem letzten

Schädel und einen stolzen weißen Schnauzbart. Obwohl er nicht eigentlich ein schöner Mann ist, könnte ich mir doch denken, daß junge Mädchen sich in ihn verlieben. Als man ihn am Tage nach seiner großen Schweizerfahrt fragte, wie er mit dem Erfolg zufrieden sei, lautete seine Antwort: „Wissen Sie, ich bin einfach glücklich.“

Wie ein gesunder Mann aus schwäbischem Kernholz, kein berechnungswürdiger Geis. Allein auf sein Gesicht und seine ganze Art hin wäre ich mit ihm gefahren. So viel Vertrauen erweckt er. Abgesehen davon wurde leider nichts. Anstatt meiner hatte der Schwabentönig und seine Frau die Ehre, vom Grafen durch die Lüfte kutschiert zu werden. Auch das war vielleicht ein kühnerer Schwabenwitz nach Berlin. Auch kein übler.

Aber mit den Augen konnte ich wenigstens miterleben. Eine halbe Stunde von Friedrichshafen liegt die Wucht von Margell. Ein grüner Schiffsrand mit leicht ansteigenden Weisen dahinter. Wenn man dort unter den mächtigen Eichen im Grünen liegt, und hinausguckt auf die blauebene Flut des schwäbischen Meeres, dann erlebt man etwas Sonderbares. In der Wucht liegt ein riesiger Holzbau von ägyptischen Mäßen. 150 Meter lang und 30 breit. Hoch wie ein fünfstöckiges Haus. Es geht eine starke Nordostbrise. Da schlägt der Wind plötzlich um. Und wie eine riesige Windfahne dreht sich der gewaltige Bau auf dem Wasser und zeigt mit der geschlossenen Stirnwand in der Richtung des Windes. Es ist die vom Reich erstellte Ballonhalle, die sich auf einem verankerten Lager dreht wie ein Uhrzeiger. Es ist drei Uhr. Um vier Uhr soll der Aufstieg erfolgen. In einem kleinen Kahn ist man bald drüben. Es dröhnt aus der Halle von Hammerschlägen über den See hin.

Die eine Stirnseite ist ganz geöffnet. Der weiße Hinterleib des wunderbaren Ungetüms ist ganz sichtbar. Am Sed der drittel hoch aufsteigend, 16 seitigen Ballonhülle spielt das zwei Mann hohe Steuerrohr leicht hin und her. Die Stabilitätsflächen mit den Seitenrudern stehen wie paar kleine Flügel aus. Gewaltige Flößen ragen aus dem Rauch und dem Rücken des Ged's. Sie jehen aus wie die Rückenlamm vorantflutlicher Kaskettiere. Alles hat präzise geometrische Maße und Formen; alles ist Aluminium, Stahlbrakt, Ballonhülle; alles hat die Symmetrie einer Maschine; und doch kommt man nicht darüber hinaus, daß hier etwas Lebendiges, ein weißes braves Kugelhauer in Kesseln liegt, das willig gehorcht, sobald sein Meister naht. Und er naht. Ein Motorboot schiebt von Friedrichshafen her über die Weilen. Es hält an einer Seitenwand der Halle. Zepelin steigt aus und verwindet in einer Tür. Mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, hinter der man das harmonische Ineinanderarbeiten zahlreicher Menschenände nur spürt, nicht sieht, geht nun folgendes vor sich: Sobald Zepelin die Halle betreten hat, erzittern die Wände unter dem Gausen der angebrachten Motoren. Ein kleines Schieppmotorboot zieht das auf einem Brückenponton ruhende Luftschiff aus der Halle. Langsam schiebt sich der weiße Rieseleib heraus. Eine „Riesenzigarre“ jagen die Reporter. Ein echter Schwabergleich! Ein herrliches

Stenbal, 13. Juli. (In einer Gewerkschaftsversammlung) die am 10. Juli im Wendischen Lokale stattfand, sprach Genosse A. N. D. (Magdeburg) über den Gewerkschaftsverband in Hamburg. Der Bericht der Versammlung war ein schlechter. In der am 18. Juli stattfindenden Sitzung des Kartells mit den Gewerkschaftsvorständen wird man Mittel zur Abhilfe schaffen müssen. In dieser Versammlung soll auch über den Zusammenschluß der einzelnen Gewerkschaftsbibliotheken beraten werden.

Vermischte Nachrichten.

„Sind wir bereit?“ Seit einigen Tagen, so wird ebr „Vossischen Zeitung“ aus Paris berichtet, hängt dort an allen Ecken und Plätzen in Hunderten von Kiosken die „Affiette au Bourgeois“, eine ultrafreakische Wochenzeitschrift, die mit kolossalen Ubertreibungen, aber oft genug auch sicherem Instinkt für die augenblickliche Stimmung der öffentlichen Meinung soziale Auswüchse geißelt und jeder Frage eine besondere Nummer widmet. Die letzte Nummer führt den Titel: „Sommes-nous prêts?“ — „Sind wir bereit?“ — Gewiß das aktuellste Thema, was in diesem Augenblick im Hochpfeile der Satire ausgefangen werden kann. Und was sehen wir? Auf dem Titelblatt steht Kaiser Wilhelm an einem Schleißein und schließt einen furchtbaren Säbel, während aus einem Kasse mit der Aufschrift „Exodenes Pulver“ das Wasser auf den Stiel läuft. Und darunter steht: „Je suis prêt!“ Auf der zweiten Seite spreizt der wohlbeliebte Präsident der Republik seine Weine, in kolossaler Infanterie-Ausrüstung, eine große Platte in der Hand, aber eine kleine halb umgekehrte Platte neben ihm. Und darunter steht: „Je suis prêt!“ Dann folgt Edward als Seemann mit winziger Platte, fast einem Bahnhofsarbeiter, in der rechten Hand zwischen den Fingern, und in der linken einen kanonengeschickten Riesenpanzer. Und darunter steht: „Je suis prêt!“ Auch der Zar ist dann bereit, wie er mitten durch ein rotausstrühendes Blutmeer wadet, Platten, Säbel, Stiele, Knuten unter den Armen, auf den Schultern und dem Rücken. Hierauf folgen die Dreifundsherrscher, die ihre Spielfeld aufstellen und ihre Spielfolddaten herbeischleppen. Und Kaiser Wilhelm ist es, der nachher über den aufgestellten Baukasten gelehrt zu seinen Verbündeten meint: „Im Grunde brauche ich Euch nicht. Aber man muß auf alles gefaßt sein. Legt also Euer Spielzeug nur zu dem meinen!“ Sehr lustig ist dann Herr Fallières, der, vom englischen und russischen Freunde in die Mitte genommen, beiden über's Kreuz die Hände reicht, während Eduard, guttaulig seinen Kopf auf Fallières' Schulter lehrend, schmeichelnd spricht: „Wenn Du willst, Armand (Herr Fallières heißt mit Vornamen Armand), so sollst Du jetzt mein Knecht sein.“ Und Nikolaus schwört mit hochgehobener Rechte: „Du bist mein einziger Cousin, Armand. Hurra die reichen Verwandten!“ Am sensationellsten aber wirkt das große Mittelbild des Heftchens, auf dem wir oben zwei Reihen französischer und deutscher Soldaten drohend und schüchtern einander gegenüberstehen sehen, während von hinten auf französischer Seite ein zylinderbehaupter Herr, der Clemenceau täuschend ähnlich sieht, und französische Fahnen schwingende Offiziere die zögernde Gruppe vorwärts drängen. Und darunter steht die Frage: „Etes-vous prêts?“ Und auf der rechten Seite stehen deutsche Offiziere die Soldaten ebenfalls vorwärts mit der deutschen Frage: „Sind ihr bereit?“ Und darunter kommt die Antwort von beiden Seiten: „Oui — Ja, ja!“ Aber in anderem Sinne als Minister und Offiziere denken. Die deutschen wie französischen Soldaten haben sich umgedreht und schlagen auf diejenigen ein, die sie zu dem gegenseitigen Kampfe drängen. Und Jacques Bonhomme, dem der Wind die Mütze vom Kopfe wegt, ruft: „Donnerwetter, der Wind hat sich gedreht, wir sind nicht mehr bereit!“ Was die Völker bei alledem tun werden, sieht man auf dem Schlußbild. Während unter grünem Dache der deutsche und französische Mann einander gegenüber am Tiische sitzen und Rot- und Weißwein trinken, schaukeln ihre Kinder sich auf einem ausgereißenen Grenzpfahl. Und ihre Frauen legen beide den unnütz gewordenen Hausrat aus: Mützen und Helme, Säbel und Flinten, Fahnen, Trompeten und Trommeln. Auch ein Zeichen der Zeit, wenn auch ein verfrühtes! —

*** Der Reford der Wolkenkrager.** Als in den letzten Jahren das Gierig-Gebäude mit einer Höhe von 612 Fuß gebaut und bald darauf dem Metropolitan-Gebäude noch zehn Stockwerke zugefügt wurden, so daß es 627 Fuß hoch in die Lüfte ragt, wurde wieder vielfach die Frage erörtert, ob es nicht schon allein aus Gründen der Feuerficherheit geraten sei, den himmelstreichenden Plänen amerikanischer Baumeister ein Ziel zu setzen. Der Stadtrat beriet damals auch eine Vorlage, laut der kein Bauwerk die Höhe von 450 Fuß überschreiten sollte, aber es ist kein Beschluß gefaßt worden. So steht man denn noch immer auf allen Seiten riesigen Zigarrenstücken ähnliche Gebäude in die Lüfte steigen, und der New Yorker ist daran schon so gewöhnt,

daß ihm solche von 400 bis 500 Fuß Höhe nicht die geringste Beachtung mehr abnötigen. Auf eine Senkung im Bauwesen, wie sie ihm jetzt zuteil wurde, war er aber doch nicht gefaßt. Die „Equitable“-Lebensversicherungs-Gesellschaft wird einen Bau stellen, der 62 Stockwerke haben und 900 Fuß hoch sein soll. Die Gesellschaft hat die Baupläne im städtischen Bauamt hinterlegt und wird bald beginnen, ihr altes Gebäude niederzureißen. Dieses war vor 25 Jahren eine ebenbürtige Sehenswürdigkeit New Yorks, wie es das neue zu werden verspricht, denn es war sehr massiv — anscheinend für die Ewigkeit — gebaut und hatte nicht weniger als 18 Millionen Dollar gekostet. So viel hatte man damals in Amerika noch nicht für ein einziges Bauwerk ausgegeben. Der Neubau wird mit Grund und Boden etwa 30 Millionen Dollar wert sein. Natürlich wird das neue Equitable Building nicht allein für die Bedürfnisse des von der Gesellschaft geführten Versicherungsgeschäfts errichtet. Es steht ein gutes Stück Spekulation darin, denn man erwartet, alle, auch die höchsten „Offices“ in dem Bauwerk mit gut zahlenden Mietern füllen zu können. Damit diese nicht etwa zuviel Zeit verlieren, werden 38 Lifts zu ihrer Verfügung stehen, von denen manche nicht vor dem 20., 30., 40. und 50. Stockwerk anhalten. Eine ähnliche Einrichtung findet sich in allen hohen Gebäuden, da es sonst 5 bis 10 Minuten währen würde, bis man vom Erdgeschoß zu den höchsten Stockwerken käme. Natürlich wird jetzt erst recht wieder die Diskussion über die Nachteile der Wollentragkonstruktion beginnen. Daß etwas unternommen wird, um den „hohfliegenden“ Plänen der Baumeister entgegenzutreten, glaubt man aber nicht. Die Grundbesitzer sind durchaus gegen jedes Eingreifen der gesetzgebenden Faktoren, da so ziemlich jeder von ihnen, der noch keinen Wollentragerbau hat, die Zeit herbeisehnt, da auch auf seinem Boden ein solches Ungeheuer steht. Uebrigens wird geteilt gemacht, soweit die Feuerficherheit in Betracht kommt, sei es gleichgültig, ob ein Gebäude 15 oder 100 Stockwerke hoch sei, da selbst das neue stationäre Feuerlöschsystem der Stadt keinen Wasserstrahl höher als 12 Stockwerke werfen könne. Und zwölfstöckige Häuser baut man nicht einmal mehr im Wohnviertel, außer es seien wirkliche Privathäuser — nur für eine Familie zum Alleinbewohnen —, und Wohngebäude von 18 bis 20 Stockwerken beginnen recht zahlreich zu werden. Aus Gründen der Feuerficherheit wird man daher schwerlich vom Wollentragerbau abgehen. Die Grundbesitzer erklären übrigens, nur durch diese Konstruktion könnten sie eine annehmbare Vergütung auf das in Grund und Boden angelegte Kapital erlangen. Grundeigentum steht ja hier in ungeheurem Werte, wie man schon daraus entnehmen kann, daß von den 391 687 Familien, die auf der Manhattan-Insel wohnen, nur 18 316 ihre eigene Wohnung besitzen — also von 100 Familien wohnen 84 zur Miete! —

*** Onkel Sam als Indianer-Barbier.** Ist das Liebigste Wort von der Seite als Gradmesser der Zivilisation wahr, so müssen die in Reservationen befindlichen Indianer in den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht haben. Diesen „roten Kindern des großen Geistes“ liefert die Bundesregierung alles, was zum Leben nötig ist. Der gegenwärtige Indianer-Kommissar, Herr Leupp, fand bei seinem Amtsantritt, daß, soweit aus den amtlichen Berichterstattungen zu ersehen, Seife und Handtücher den Indianern unbekannt waren. Da es nun eine der Hauptaufgaben eines Indianer-Kommissars ist, seine Schützlinge auf der Bahn der Zivilisation voranzubringen, begann er den Indianer-Agenturen solche kulturfördernde Materialien zur Verfügung zu stellen. Im ersten Jahre würdigten die Notthäte den Reinaltheiter des „großen Vaters in Washington“ nicht sehr, da ihre Bedürfnisse mit einigen 100 Pfund Seife bedrückt werden konnten. Jetzt aber, 4 Jahre später, hat sich das Bild geändert: die Indianer verbrauchen eine halbe Million Pfund Seife jährlich und die Nachfrage steigt noch. Jetzt hat Herr Leupp eine neue Ueberraschung für seine Schützlinge. Er stellte nämlich auf jeder Reservation einen Barbier an, bei dem sich die Notthäte umsonst das Haar schneiden lassen können. Der Kommissar hat es dabei vornehmlich auf die Stalplöcke abgesehen, einen Ueberrest bewegter Zeiten im Leben der Indianer. Diesen Haardübel hat der rote Mann von jeher sorgfältig gepflegt, damit — o jeltener Ultraritus! — der jagreiche Feind es desto bequemer habe, dem Unterlegenen die Kopfhaut abzuziehen. Sobald erst die roten Schützlinge Onkel Sams, dem Wahnsinn gleich, mit kurz geschornem Haar einhergehen, werden sie, wie Herr Leupp glaubt, dem Weizen auch in anderer Beziehung nachsehen und vielleicht sogar arbeiten. Für gute Kenner des Indianercharakters ist das allerdings vorläufig ausgedacht. Es ist sogar sehr fraglich, ob sie sich von ihrer Stalplöcke trennen werden. Der „Vereinigten-Staaten-Barbier“ auf einer Reservation wird wahrscheinlich nichts anderes zu tun haben, als vielleicht den Squaws hier und da ein Fläschchen Parfüm zu verkaufen. —

Die Bananen.

In den Erdgebieten der heißen Zone und ganz besonders auf den Inseln des Stillen Ozeans hat die Banane für die Bewohner die gleiche Bedeutung wie das Getreide für uns, und die dort lebenden Menschen können mit diesem Kaufge zutreiben sein; denn die Banane ist viel, viel ertragreicher als die Hauptnahrungsmittel der Kulturwelt: Weizen und Kartoffeln. Sie ist 133 mal fruchtbarer als der Weizen und 44 mal fruchtbarer als die Kartoffel; das heißt ein Feld, das 33 Pfund Weizen oder 99 Pfund Kartoffeln abwürfe, würde 4000 Pfund Bananen bringen, ohne auch nur entfernt so viel Arbeit zu erfordern. Dabei läßt sich die Banane in der vielseitigsten Weise verwenden. Im rohen Zustand bildet sie ein ebenso erquickendes wie aromatisches Obst. Geschält, in der Mitte gepastet, etwas gezuckert und in Butter gebraten, liefert sie eine vorzügliche Speise. Die Tropenbewohner genießen die zarten jungen Schößlinge gekocht mit Vorliebe als Gemüse, desgleichen die unreife Frucht, solange sie grün ist. Ein überaus nahrhaftes Gericht ergibt das schaumige, starkhaltige Mark des gereinigten und geschönten Stengels. Aus dem gepreßten und gegornen Saft wird ein dem Apfelwein ähnlich schmeckendes Getränk gewonnen.

Diese herrliche Frucht wächst auf einer krautartigen Pflanze, die baumförmig wachsend, 4 bis 5 Meter hoch wird und nicht bloß zu den nahrhaftesten und nützlichsten, sondern zugleich zu den schönsten Pflanzen der Erde gehört. Ihre leuchtend glänzenden, über 3 Meter langen und 60 Zentimeter breiten Blätter mit ihrem feinen, saftigen Grün und der farbenreichen ihrer meterlangen Blumen schaffen eine wunderbar schöne Farbenspielung, die noch keines europäischen Künstlers Stift erreicht hat. Der Stamm treibt nach der Fruchtzeit ab, worauf sofort schnell wachsende Seitenprossen entstehen, die schon nach einigen Monaten Früchte tragen, so daß eine einzige Pflanze deren im Jahre an 100 Kilogramm liefert. Diese Leichtigkeit, mit der die Pflanze wieder neue emporschießt, gibt ihr einen großen Vorrug selbst vor dem Brotfruchtbaum, der zwar jedes Jahr 3 Monate lang Früchte trägt, aber, einmal zerstört, sich nur langsam erheben läßt.

Was den Bestand der Bananen betrifft, so kommt es dabei in erster Linie auf möglichst schnelle Beförderung an, da die Früchte sehr leicht verderben. Selbstverständlich werden alle Früchte in unserem Zustand verpackt. Neuerdings hat man Dampfboote gebaut, die eigens für den Export von Bananen nach Europa eingerichtet sind. Ein solches Schiff faßt etwa 60 000 Fruchtbündel; es hat besondere Vorrichtungen an Bord, die es ermöglichen, die Bananen während der Reise einer gleichmäßigen Temperatur auszuweisen. Eine englische Dampfbootsfabrikgesellschaft hat nicht weniger als 16 solcher Schiffe in Betrieb, die das ganze Jahr hindurch wöchentlich zweimal Jamaika-Bananen nach England fahren. Sobald ein Schiff im Hafen angekommen ist, wird die ganze Ladung im Laufe von 24 Stunden geladigt.

Die Banane hat sich bei uns noch so wenig eingebürgert, daß selbst Obsthandler, die sich doch darauf verstehen sollten, beim Einkauf die unreife grüne oder grünliche Frucht der ausgereiften

gelben vorziehen. Und das laufende Publikum weiß im Allgemeinen die reife Frucht noch weniger zu würdigen, glaubt vielmehr, daß die Frucht verborben sei, sobald die Schale die bekannten schwarzen Flecken aufweist. Im Gegenteil: Die dunkelgelbe, mit schwarzen Flecken besetzte Banane ist die beste und wohlgeschmeckteste. Kenner behaupten, daß die Banane überhaupt nicht zu reif werden kann. In Ostindien ist man sie am liebsten, wenn sie so weich ist, daß man sie mit dem Äpfel essen muß.

In Amerika und Europa hat die Einfuhr von Bananen in den letzten Jahren einen großartigen Aufschwung genommen. Im Jahre 1884 importierte England zum eignen Gebrauch nur 10 000 Fruchtbündel; heute dagegen führt eine einzige Handelsgesellschaft jährlich circa 10 Millionen Fruchtbündel ein. Mit Recht meint der englische Fachmann Clarke Nutall, daß die Banane bei richtigen Ansaßen der Sache auch in Europa das Hauptnahrungsmittel werden könnte. Er weist ihr den ersten Rang unter den Vegetabilien an, denn sie ist erwiefernmaßen 25 mal nahrhafter als unser Weizenbrot und 44 mal nahrhafter als die Kartoffel, also zweifellos berufen, in der Volksernährung der Zukunft eine wichtige Rolle zu spielen. Sie müßte ebenso getrocknet und in Mühlen zermahlen werden wie die Körnerfrucht. Der Nährwert des Mehles wäre derselbe wie der des rohen Obstes, und der Vorteil des Mehles würde sein, daß es leichter verdaulich wäre als die relativ unhaltbare Frucht selbst. In Chicago, wo sich jüngst eine Fabrik dafür aufgetan hat, ist man schon jetzt gern und viel Bananenbrot.

Ausgezeichnet schmeckt auch die Bananenmarmelade. Die in Ostindien wohnenden Engländer, die eine so große Vorliebe für Britters oder auch in Fett ausgedruckte Früchte und Gemüse haben, haben dort auch die Bananen-Britters eingeführt. Das Rezept dürfte speziell unsere Leserinnen interessieren. Man bereitet einen dickflüssigen Ausbacketeig aus 200 Gramm Mehl, einer Prise Salz, einem Eßlöffel voll geklärter Butter, drei gerührten Eiern, einer halben Tasse Milch und einem Löffel voll Brandy, taucht die in beliebige Stücke zerschnittenen Bananen hinein und bäckt sie in reichlichem heißen Speck oder Öl. Wenn sie auf beiden Seiten hellbraun gebacken sind, nimmt man sie heraus, läßt sie abtropfen, bestreut sie mit Zucker und richtet sie an.

Der oben angeführte Clarke Nutall weist ferner darauf hin, daß die Faser dieser herrlichen Frucht auch in der Textilindustrie bald ausgebreitete Verwendung finden dürfte, macht man doch in ihrer Heimat aus den Fasern der Blattstiele Seile, Schupriemen und Tauwerk (Manilahanf). Sogar ein recht gutes Papier ließe sich aus ihr gewinnen. Da der Saft der Banane sehr viel Tannin enthält, wäre er zur Herstellung trefflicher Tinte und Stiefelwätsche geeignet. Das aus den Blättern tropfende Wachs könnte ebenfalls gewerblich ausgenutzt werden. —

Kleine Chronik.

Verbrechen wider das leimende Leben.

In Kiel wurde vor dem Schwurgericht ein Prozeß verhandelt gegen neun Frauen und Mädchen wegen Abtreibung. In die Wärfre, die in Kiel gewaltiges Aufsehen erregte, waren auch drei Offiziere verwickelt. Ein Oberleutnant beging seinerzeit Selbstmord, ein anderer ist jahrelang inhaftig geworden, ein dritter wurde kriegsgerichtlich freigesprochen. Die beteiligte Lehrerin ist schuldig geworden. Das Schwurgericht verurteilte die Frau Petersen wegen Abtreibung zu 6 Jahren Zuchthaus, Frau Frimich zu 1 Jahr Gefängnis, eine Lehrerin zu 6 Monaten, drei Mädchen zu je 6 Monaten und eine Verkäuferin zu 7 Wochen Gefängnis, zwei Frauen wurden freigesprochen. Das Schwurgericht beschloß, bei den letzten fünf Verurteilten den Strafantritt zu bestim�nen. —

Grete Veier begnadigt.

Die Mörderin Grete Veier, die vom Schwurgericht zu Freiberg wegen Ermordung ihres Bräutigams zum Tode verurteilt worden war, wurde vom König von Sachsen zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Autosper.

Ein 15jähriger Schüler des Augsburger Realgymnasiums, der Sohn des Baumeisters Wolpert, wurde von einem Automobil aus Heidelberg überfahren und getötet. — Ein schweres Automobilunglück hat sich am Sonntag vormittag in der Nähe von Beilich, etwa 18 Kilometer südlich von Potsdam, ereignet, bei dem durch Umfäheren des Wagens der Regierungsrat Serlo den Tod gefunden hat und der Rechtsanwalt Dr. Wegelhauser einen Schädelbruch erlitt, so daß sein Zustand nicht unbedenklich ist. Direktor Heymann, dem das Automobil gehört, kam mit einem Nervenschuß und der Chauffeur mit leichten Kontusionen davon. —

In die Falle gegangen.

Ein Deshabitant ist von der Kölner Polizei festgenommen worden. Der Bureauvorsteher R. einer Kölner Feuerversicherungsgesellschaft hatte im Laufe der letzten Jahre den Betrag von etwa 15 000 Mark dadurch unterschlagen, daß er Brände fingierte und die hierfür erhobenen Schadenersatzansprüche in seine Tasche abschrieb. Als die Direktion der Gesellschaft von Verfehlungen R.s. dem sie bisher rückhaltlos vertrauen geschickt hatte, Kenntnis erhielt, schickte R. in die Schweiz, worauf sich der Schwiegervater des ungetreuen Beamten bereit erklärte, die unterschlagenen Summen zu decken. Die Direktion machte dies davon abhängig, daß R. aus der Schweiz zurückkehre und zunächst wieder die Bücher in Ordnung bringe. Als R. am festgesetzten Tage frühmorgens in Begleitung seines Schwiegervaters auf dem Bureau erschien, wurde er von der Kriminalpolizei verhaftet. —

Zeppelin's große Fahrt.

Graf Zeppelin wird seine große Fahrt von Friedrichshafen nach Mainz und über Konstanz zurück nach Friedrichshafen am Dienstag gegen 12 Uhr mittags antreten. Die Zwischenlandung auf dem Egerseeplatz in Konstanz findet am Mittwoch vormittag statt. Ueber die ganze Strecke sind 24 mit Offizieren besetzte Automobile verteilt, die hauptsächlich bei etwaigen Gefahren dem Luftkrieger Hilfe bringen sollen. Die Straßburger Artillerie wird auf Befehl des Kaisers den Grafen Zeppelin bei seinem Fluge über die Stadt mit Salutschüssen begrüßen. —

Opfer der Schauergerichte.

Wegen verachteten Mordes wurden der Schriftgelehrte Jerosch und der 17jährige Schlepper Schulte aus Hirschhausen vor der Strafkammer in Bochum zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. Beide hatten sich in der Nacht in das Schlafzimmer der Eltern des Jerosch eingeschlichen, um diese zu ermorden und das unter dem Kopfkissen des Vaters liegende Sparkassenbuch zu rauben. Jerosch feuerte einen Schuß auf seinen Vater ab, der diesen am Kopfe schwer verletzte. Auf das Geschrei der Mutter flohen beide. Durch das Leben von Indianergeschichten waren sie zu dem Entschluß gekommen, die Eltern des Jerosch zu ermorden. —

Eine Mordgeschichte.

Am 15. November v. J. nachts wurde der Landwirt Hamm in Händersbach von zwei Personen im Bett überfallen und erstochen. Der Täter war nicht zu ermitteln. Nach achtägiger Verhandlung wurde die Witwe des Ermordeten wegen Heilhilfe zum Morde von dem Eiberfelder Schwurgericht zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt. —

Eine Ordnungssache.

Der Fabrikbesitzer Beer in Plauen wurde wegen Fälschung von Wechseln im Betrag von 15 000 Mark, und weil er als Vorstand der Spar- und Vorschußkasse 70 000 Mark unterschlagen hatte, in Eger verurteilt. Beer war stets eine besonders hervorragende Stütze von Thron und Altar. —

Der Klapperstorch in der Kirche.

In Selb (Oberfranken) erschien ein Brautpaar am Tage vor der Hochzeit zum Frühgottesdienst in der Kirche, um nachher die kirchlich bürgerliche Trauung abzuholen. Da begab es sich, daß, während der Priester bereits am Altar stand, die Braut plötzlich umstürzte und eines munteren Anblicks genas. —

Monstrum ist der Ballon. Ein schlanker Wunderbau, 132 Meter lang und 12 Meter im Durchmesser. Man kommt die erste Gondel heraus. Zeppelin am Steuer. Der König von Württemberg als Gast. Einige Passagiere, die nicht weiter interessieren. Weiter schiebt sich der weiße Koloß aus der dunklen Halle. In der zweiten Gondel steht nur ein Maschinist. Endlich erscheint der Bug. Fast winzig sehen die zwei Luftschrauben gerade über den Gondeln aus, die nun leicht im Wasser ruhen. So fein bis auf das Kilogramm ausbalanciert halten sich Ballon und Gondeln das Gleichgewicht. Ein Australnegel, der zum erstenmal ein Dampfgeschiff sieht, mag Gefühle haben, wie der moderne Mensch, der zum erstenmal Zeppelins Riesenschiff betrachtet. Ein Wunderwerk moderner Ingenieurkunst. Es liegt natürlich Schönheit in den genial einfachen Verwicklungen und in den ganzen Maßverhältnissen. Da ertönt ein schrilles Glockensignal. Die Luftschrauben fangen an sich zu drehen. Ihr Surren macht mit dem Säusen der Motoren die heftigste Musik des technischen Zeitalters. Nur noch blinzelnde Kreise sind jetzt die Schrauben. Aus den Gondeln wird Wasserballast entleert. Nur ganz wenig. Und nun hebt sich das weiße Schiff mit einer unagbaren Ruhe und einer Majestät, die man nicht anders als kosmisch heißen kann.

Der auf dem Ponton stehenden Mannschaften donnern dem Schiff ein Hurra nach. Es kommt nicht nur aus ihren Kehlen, auch aus ihren Herzen. Es klingt gerade so begeistert, auch wenn Zeppelin ohne König fährt. Kaum 20 Meter über dem See dreht das Schiff, sicher, ohne Zittern und ohne Aus; ruhig wie bei einem souveränen Willen besetzt. Nach fliegt es den silberglänzenden Wolken der Vorarlberger Alpen zu. Wie rasch, das sieht man nur an dem schnellen Schwimmen des herrlichen Bildes. Jetzt steht es nur noch wie ein silbernes Schiff vor den leuchtenden Wolken. Aber es dreht, kommt im Bogen wieder zurück und fährt bald hinter den alten herrlichen Bäumen der Friedrichshafener Gärten hin, daß man meint, die Passagiere in den Gondeln könnten fast Väter pflücken. Dann fliegt es in einer scharfen Kurve wieder über den See und sinkt langsam, wie ein ins Wasser einfallendes riesenhaftes Flugwild, auf die blaue Fläche nieder, nahe bei dem Flaggschiff des Königs. Die Königin hatte nun offenbar auch Courage bekommen und läßt sich hinüber in die Aluminiumgondel rudern. Dann erhob sich das Luftschiff wieder, fuhr im großen Bogen hinauf gegen Lindau, kehrte wieder zurück und schob dann haarscharf an den Kurvenspitzen der Schloßkirche vorbei. Jedem leisen Steuerdruck gehorcht der Riesenschiff. Als er wieder über dem See stand und der Gondeln mit ihren matiglänzenden Aluminiumböden kaum 20 Meter über mir und meinem kleinen Vost schwebten, da hab ich laut hinaufgegrüßt und den Gut geschwenkt vor dem Generat der Lüfte und seinem weisen Riesenschiff. Aus den Gondeln wurden die Grüße ertört. Das Wasser kam mir in die Augen. Die Sonne blendete auch so hart!

A. Fendrich

Das Ende einer jungen Liebe.

Zwischen Grünau und Schmüditz hat man ein junges Liebespaar erschossen aufgefunden. Der junge Mann war ungefähr 16 Jahre alt und das Mädchen stand etwa im gleichen Alter.

Ein Alpenort niedergebrannt.

Aus Chur wird gemeldet: In dem Dorfe Bonaduz, einer Station an der Eisenbahnlinie Chur-Thusis brach Großfeuer aus, das in drei Stunden fast die ganze Ortschaft einäscherte.

Gingegangene Druckschriften.

Nicht verlangte Zusendungen werden nicht zurückgeschickt. Die Besprechung vorbehalten. Im Verlage der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW 68, erschien loben in vierter Auflage: Glossen zu Yves Guyots und Sigismund Sacrois: „Die wahre Gestalt des Christentums“.

Lothar Abels Allgemeiner Bauarbeiter. Zweite, umgearbeitete und ergänzte Auflage, von den Ingenieur und Architekten Loni Krones und Rudolf Ramsaukel.

Auch schon komplett gebunden 20 Mark. (A. Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig.)

Goeben erschien Nr. 15 des Simplicitismus. Preis 30 Pf. Man kann ihn beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen oder direkt vom Simplicitismus-Verlag in München.

Marktberichte.

Magdeburg, 11. Juli. (Mittliche Notierungen.) Die Notierungen verstehen sich für 1000 Kilo netto ab Station und frei Magdeburg. Weizen englischer gut 205-211, do. Sommergut 196-202, do. Kolben Sommergut 218-222.

Magdeburg, 11. Juli. Die heutigen Marktpreise waren: Erbsen, gelbe zum Kochen 20,00-26,00. Speisebohnen (weiße) 19,00 bis 34,00. Vinseln 20,00-48,00. Ektaroffeln neue 8,00-11,50.

Wasserstände.

Table with 4 columns: Location (Fier, Eger, Prag), Date (9. Juli, 10. Juli), and Water Level (under and over). Values range from -0.12 to -0.23.

Table with 4 columns: Location (Straßfurt, Weißenfels, etc.), Date (11. Juli, 12. Juli), and Price/Value. Values range from +0.16 to +1.64.

Aus dem Geschäftsverkehr.



Tausendfach bewährte Nahrung bei: Brechdurchfall, Diarrhöe, Darmkatarrh, etc.



Nur 10 Pfennig

Man verlange aber ausdrücklich MAGGI's Probe-Gläschen.

Kostet das neue, von der Maggi-Gesellschaft in den Handel gebrachte Probe-Gläschen. Jede Hausfrau, die MAGGI's Würze noch nicht kennt, sollte einen Versuch damit machen.

„MAGGI's gute, sparsame Küche“

Stadt-Theater Magdeburg

Direktion: Carl Cossmann.

Spielzeit 1908-1909.

Eröffnung am 1. September.

Mitglieder-Verzeichnis:

- List of names and roles: Josef Göllrich, Richard Radow, Gustav Rodmann, Bruno Heinemann, Alfred Rosenhagen, Karl Fiebelkorn, etc.

Schauspiel.

- List of actors and roles for the play: Hans Mühlhofer, W. Hoffmann, Paul Herth, Werner Steineck, etc.

Oper.

- List of opera performers: Marie Valentin, Elsa Meranyi, Margarete Eib, Tony Letz, Susanna Pauli, etc.

Ballett.

Ballettmeisterin: Anna Schubert. Solotänzerin: Marg. Sedlmayer. Solotänzerinnen: Hedwig Carlsen, Li Maas, Vilma Horvath, etc.

Die Abonnementsbedingungen liegen bis 15. August im Theater, Viktoriastraße, zur Anmeldung aus.

Advertisement for Fritz Altenhorst, a transport and forwarding agent in Magdeburg.

Advertisement for the estate of the late Emma Schmidt, including details of her will and heirs.

Advertisement for the local church community, listing members and church activities.

Advertisement for a local business or service, mentioning names like Kurt S. and Richard Meyer.

Small advertisement for a local business or service.

